

Dieses Dokument ist eine Zweitveröffentlichung (Verlagsversion) /

This is a self-archiving document (published version):

Kay Malcher

Ikonische Prägnanz von Schrift und die Prägung der Überlieferung

Erstveröffentlichung in / First published in:

*Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. 2018, 140(2), S. 232– 264
[Zugriff am: 30.01.2020]. De Gruyter. ISSN 1865-9373.*

DOI: <https://doi.org/10.1515/bgsl-2018-0016>

Diese Version ist verfügbar / This version is available on:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-384671>

„Dieser Beitrag ist mit Zustimmung des Rechteinhabers aufgrund einer (DFGgeförderten) Allianz- bzw. Nationallizenz frei zugänglich.“

This publication is openly accessible with the permission of the copyright owner. The permission is granted within a nationwide license, supported by the German Research Foundation (abbr. in German DFG).
www.nationallizenzen.de/

Kay Malcher

Ikonische Prägnanz von Schrift und die Prägung der Überlieferung

Beobachtungen zum editorischen Textverständnis anlässlich der Neuausgaben von ›Rosengarten‹ und ›Wunderer‹ in den ›Texten und Studien zur mittelhochdeutschen Heldenepik‹ (TSMH)

<https://doi.org/10.1515/bgsl-2018-0016>

Abstract: Editing Middle High German texts today is led much more by the ventilation of practical necessities than by theoretical consideration. Especially lacking discussions of a basic concept of ›text‹ raises the risk of developing blind spots. The article will try to identify these blind spots as places where the traditional strategy of editing texts on the basis of the faulty-replication model persists. This will be illustrated by new editions of the ›Wunderer‹ and the ›Rosengarten‹. Furthermore, the article evolves a semiotic model of the philological praxis of editing Middle High German heroic epics.

Es gibt keinen Grund, wohlfeiler Krisenrhetorik zu verfallen. Aber wenn der Eindruck nicht täuscht, befindet sich das altgermanistische Editionswesen in einer Legitimationskrise, deren Ursachen mindestens z. T. abseits dessen zu suchen sind, was der kritische Diskurs der Editionsphilologie selbst einzufangen vermag. Das hängt auch damit zusammen, dass mediävistische Edition literarischer Texte gegenwärtig viel mehr eine Praxis als eine Theorie ist: Begriffe und Konzeptionen werden in der Regel von Machbarkeitshorizonten her gedacht. Hinzu kommt, dass Instrumente und Heuristiken forschungsgeschichtlich bedingt auf eine Art und Weise institutionalisiert sind, die sie wenig flexibel auf ihre Gegenstände, die historischen Texte, referieren lässt. Mit dem weitgehenden Verzicht auf die Theoretisierung von Basisbegriffen und -konzepten zugunsten eines pragmatischen Fortschreibens des editorischen Status quo jedenfalls steigt die Gefahr der Herausbildung von Dysfunktionalität als Unter- wie Überforderung der Editionen.

Dr. Kay Malcher: Technische Universität Dresden, Institut für Germanistik, Wiener Straße 48, D-01219 Dresden, E-Mail: kay.malcher@tu-dresden.de

Nachfolgende Argumentation widmet sich nicht einmal in zweiter Linie den Verfahren editorischer Texterschließung und Textherstellung. Auch Fragen nach den Gebrauchszusammenhängen und Problemen des spezifischen Einzelfalls spielen höchstens eine untergeordnete Rolle. Der Beitrag setzt eine Abstraktionsstufe höher an und zielt auf relativ stark formalisierte Formen der Beschreibung. Darin mag man einen Nachteil sehen, den Verlust der Basis und des Kontakts zu den Gegenständen des Fachs. Obendrein kann es suspekt erscheinen, wenn die Theorie behauptet, der Praxis mit einem Modell der Praxis auf die Sprünge helfen zu wollen. Aber eben das ist das Ziel des Beitrags.¹

Die Ausgangshypothese ist diese: Eine Verabschiedung der Textkritik in weiten Teilen des altgermanistischen Editionswesens ging mit einer Latentsetzung der Prämissen des sogenannten Lachmann-Modells einher. Es konnten sich blinde Flecken und stille Residuen der ›alten Geschichte‹ einer linearen Textveränderung in der schriftsprachlichen Tradierung entwickeln. Sie mag in ihrem Voraussetzungsreichtum erkannt und infolgedessen diskursiv marginalisiert sein, doch hat die Editionsphilologie der Textkritik auch heute noch zentrale Instrumente zu danken. Hier liegt ein Problem: Mit Duldung lässt sich die Formensprache wissenschaftlicher Edition nicht zum Schweigen bringen. Entsprechenden Latenzen des Alten soll in diesem Beitrag für zwei Formen nachgespürt werden: dem Textbegriff der wissenschaftlichen Edition als einem semiotischen Verweisungszusammenhang von historischer Überlieferung, ediertem Text und Apparaten zum einen sowie zum anderen der Sortierung des Überlieferten in klassifikatorisch-morphologischer Hinsicht mit besonderem Augenmerk auf den Versionen.

Dieser Invisibilisierung textkritischer Prämissen lässt sich mit Instrumenten, die selbst Träger und Vermittler solcher Latentsetzung sind, schwerlich begegnen. Die gegenwärtige Diskussion zumindest der Altgermanistik bleibt befangen.² Deshalb, so werde ich argumentieren, treibt sie primär Vermeidungs- und Ausweichstrategien der Symptombehandlung und nicht konzeptuelle Neuorientie-

1 Klaus Grubmüller u. Klaus Weimar: [Art.] Edition, in: RLW, Bd. 1, 1997, S. 414–418, hier S. 417, vermerken unter dem Stichwort ›Forschungsgeschichte‹, dass »Erforschung von Prinzipien und Praxis der Edition [...] an die Entwicklung der Editionsmethodik und an die Editionspraxis geknüpft [sind]; selbständige Beiträge sind selten.« Nicht umsonst stellt sich ein aktueller und deutlich ambitionierter Versuch, Editorik theorieaffin und transdisziplinär vor dem Hintergrund des aktuellen Medienwandels zu denken, ironisch als Motto das alte, Gottfried Hermann zugeschriebene Bonmot voran, vgl. Patrick Sahle: Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels, Teil 1–3, Norderstedt 2013 (Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik 7), hier Teil 1, S. 1: »Wer nichts über die Sache versteht, schreibt über die Methode«.

2 Durchaus breiter rezipiert wurde offenbar Joachim Heinzle: Zur Logik mediävistischer Editionen. Einige Grundbegriffe, in: editio 17 (2003), S. 1–15.

rung hervor. Hier soll ein semiotischer Blick helfen, der sinnstiftende Klassifikation ermöglicht, weil er in der Abstraktion die notwendige Distanz und Entflechtung herzustellen vermag. Der Beitrag stellt letztlich einen Versuch dar, hermeneutische Kontrolle da wiederzugewinnen, wo sedimentierte Gewissheiten editorisches Handeln wie selbstverständlich leiten.

I. Sinn der Semiotik

Jedem ist klar, dass Buchstaben, Worte, Verse, Sätze und eben auch Texte in Zusammenhänge von Stellvertretung und Repräsentation eingebunden sind. Je nach Terminologie nennt man sie dann ›Zeichen‹ oder ›Symbole‹.³ Nicht allein im Editionswesen, auch in den interpretierenden Bereichen der Altgermanistik glaubt man indes, semiotische Aspekte weitgehend vernachlässigen zu dürfen. Oft geht das mit sehr einfachen Vorstellungen davon Hand in Hand, wie Zeichen aufgebaut sind und wie sie funktionieren, was wiederum vage mit dem Label ›de Saussure‹ abzusichern man sich angewöhnt hat. Oder es werden die besonders griffigen Momente eines deutlich komplexeren Theoriezusammenhangs isoliert und wechselnden heuristischen Interessen dienstbar gemacht. ›Zeichen‹ und ›Symbol‹ sind allgegenwärtige Vokabeln. Ihr Gebrauch deckt ein breites und vor allem auch amorphes Feld der unterschiedlichsten Dimensionen von ›Sinn‹ und ›Bedeutung‹ ab. Unter diesen Umständen erscheint es angebracht, vorab wenigstens in knapper Skizze zu erinnern, was Semiotik heißen soll und was ihre zentralen begrifflichen und funktionalen Momente sind.⁴

3 ›Text‹ wird in diesem Beitrag als Zeichen gefasst. Das ist eine Vorentscheidung, die sich von spezifischen Interessen her erklärt. Es versteht sich von selbst, dass Buchstaben, Lautfolgen, Worte, Äußerungen, Sätze etc. gleichermaßen Kandidaten wären. Selbst das Buch kann als Zeichen gefasst werden, vgl. Wilhelm Köller: Das Buch als Zeichen, in: Andreas Gardt [u. a.] (Hgg.): Buchkultur und Wissensvermittlung in Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin u. Boston 2011, S. 69–86, hier S. 69: »Bücher sind offenbar Phänomene, die sich für uns nicht in bloßer Gegenständlichkeit erschöpfen, sondern die grundlegend von der Funktion geprägt sind, uns auf etwas zu verweisen, was von ihrer jeweiligen Dinglichkeit klar unterscheidbar ist. Bücher erfüllen daher auch die Grundbedingung, die Zeichen aller Art zu erfüllen haben. Sie können wie alle Zeichen prinzipiell als Relationsphänomene begriffen werden, bei denen etwas Fassbares als Zeichenträger auf etwas sinnlich nicht Gegenwärtiges bzw. nicht direkt Fassbares als Zeicheninhalt verweist«. Bücher »rufen uns noch etwas anderes ins Bewusstsein, was immer dieses andere dann auch sein mag«.

4 Es zählt zu den Usancen mindestens aktueller literatursemiotischer Arbeiten, dass sie ihr heuristisches Handwerkszeug einleitend je neu ausbreiten (müssen). Diskursive Redundanz hat dann den positiven Nebeneffekt, dass man die Komplexität des Modells erschließen kann, indem

Semiotische Modelle im engeren Sinne⁵ und daran geknüpfte Methodologie haben es – entgegen einer in Teilen der Germanistik bis zum Anfang der 1980er Jahre festen Erwartung unaufhaltsamen Aufstiegs⁶ – nicht in den disziplinären Mainstream geschafft.⁷ Sieht man einmal von der Lotman'schen Kultursemiotik und den Arbeiten Umberto Ecos ab, scheint das Interesse weitgehend erloschen. Dafür lässt sich eine ganze Reihe von Gründen anführen. Besonders folgenreich ist aber offenbar gewesen, dass Literatursemiotik sich leicht der Rettung alter Emphase andienen ließ. Das Literarische, das Poetische, das Ästhetische, Geist, Bewusstsein etc. – all das schien semiotisch rekonstruierbar und damit in einem positivistischen Sinne wissenschaftlich legitimiert. Man denke an die ›poetische Funktion der Sprache‹ und ihre Rolle für den Begriff ›Literatur‹, wie Roman Jakobson sie herausgearbeitet hat. Diese Allianz hat den semiotischen Ansatz auf eine Art und Weise kompromittiert, die Anschlüsse an die eigentlich nüchterne Semiotik paradoxerweise gerade dann unattraktiv machte, als nüchterne Argumentation gefragt war.⁸

man seine selektiven Aktualisierungen konsultiert. Ich verweise in diesem Sinne auf die ersten acht Druckseiten von Wilhelm Köller [Anm. 3].

5 In Anschluss bspw. an Wilhelm Köller *Der sprachtheoretische Wert des semiotischen Zeichenmodells*, in: Kaspar H. Spinner (Hg.): *Zeichen, Text, Sinn. Zur Semiotik des literarischen Verstehens*. Mit Beiträgen von Wilhelm Köller, Peter Rusterholz und Kaspar H. Spinner, Göttingen 1977 (Kleine Vandenhoeck Reihe 1436), S. 7–77, begreife ich Semiotik nicht als ›Allgemeine Zeichentheorie‹ oder ›Philosophie der Zeichen‹, wie bspw. Michael Titzmann: [Art.] *Semiotik*, RLW, Bd. III, 2003, S. 418–421, sowie ders.: [Art.] *Semiotische Aspekte der Literaturwissenschaft*. *Literatursemiotik*, in: Roland Posner [u. a.] (Hgg.): *Semiotik / Semiotics. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur / A Handbook on the Sign-Theoretic Foundations of Nature and Culture*, Bd. 3, Berlin u. New York 2003, S. 3028–3103. Der Begriff ›Semiotik‹ ist in meinem Beitrag aufs Engste mit dem triangulären Peirce'schen Zeichenmodell verbunden, weshalb dann ›Semiotik‹ auch nicht mit ›Strukturalismus‹ zusammenfällt.

6 Ich verweise exemplarisch auf Kaspar H. Spinner: Vorwort, in: ders. [Anm. 5], S. 5 f., sowie auf Achim Eschbach u. Wendelin Rader: *Vorbemerkung*, in: dies. (Hgg.): *Literatursemiotik I. Methoden – Analysen – Tendenzen*, Tübingen 1980 (Kodikas / Code Supplement 1/1), S. 7–16.

7 Erst in letzter Zeit, allerdings ohne an ältere literatursemiotische oder jüngere kollektivsymbolische Traditionen anzuschließen, scheint über den Umweg der Diagrammatik wieder ein Link zum semiotischen Denken zu führen. In den Fokus gerät mit den Diagrammen dabei eine besonders interessante Zeichenklasse.

8 Übersehen hat die alte Euphorie, dass jede Metatheorie Differenziertheit und kreative Potentialität eines diskursiven Feldes – gerade das lässt sich mit Semiotik wunderbar beschreiben – herabgesetzt. Sie macht den Diskurs nicht allein strenger, dichter und überhaupt rationaler, sondern zugleich ärmer. Von daher will heute gut überlegt sein, wo und wie Semiotik sinnvoll zur Anwendung gelangen kann.

Den einen verkaufte Literatursemiotik alten Wein in neuen, szientistischen Schläuchen, den anderen schmeckte auf einmal der Wein nicht mehr.⁹

Wenn man aus diesem Scheitern mit Blick auf die älteren Diskussionen der Germanistik etwas lernen kann, dann zwei Dinge: Erstens, dass Semiotik ihren *sinnkritischen* Potentialen Raum geben muss, denn gerade diese könnten ihr im Zusammenhang der Konkurrenz heuristischer Mittel entscheidende Vorteile verschaffen.¹⁰ Anders als die Semantik, die Sinn letztlich statisch als Zustand konstatiert, kann der semiotische Verweiszusammenhang ihn allein als Prozesskategorie seiner Produktion, Destruktion, Transformation etc. beschreiben. Simple Übersetzungslogiken dagegen, die fixe Relationierungen von Sinn und Text vermittelt stabilisierter Codes voraussetzen, können den komplexen Sinnzirkulationen jedenfalls literarischer Texte nicht gerecht werden.¹¹

Zeichen im Sinne der Semiotik sind keine isolierten und starren Bezogenheiten von Signifikant (Zeichenmittel, Repräsentant, Repräsentamen) und Signifikat (Zeichenobjekt, semiotisches Objekt). Repräsentationszusammenhänge sind einerseits selbst Elemente von Zeichenprozessen (Semiosen), das heißt, sie werden im Gebrauch und in Hinblick auf andere Zeichen konstituiert und erhalten ihre Identität aus entsprechender Einbettung.¹² Sie tragen andererseits Bestimmungen, die ihnen

9 Bereits 1977 stellte sich Wilhelm Köller ([Anm. 5], S. 9) die Frage, ob Semiotik tatsächlich einen »umfassende[n] Paradigmenwechsel« in Sprach- und Literaturwissenschaft herbeiführen könne, oder ob sie »Partialmode« bleiben werde. Das zu erkunden, rät er, »den semiotischen Spaten« in den wissenschaftlichen Weinberg zu tragen, »um zu erproben, ob dort dann süßere Trauben wachsen als vorher«. Man kann das Gleichnis leicht verlängern und auf die gegenwärtige Situation beziehen: Der Weinberg lag lange genug unsinnig brach... Vielleicht hat der Wein jetzt das richtige Alter... Wenn die alten Winzer meistens im Ruhestand sind, kann das auch eine Chance sein... – Schlussendlich aber wird die Semiotik auch eingedenk ihrer Geschichte im Fach stärker als alternative Modellierungsverfahren ihren heuristischen Wert unter Beweis zu stellen haben. Es bleibt abzuwarten, ob sie dabei Rückenwind von jenen scheinbar grundstürzenden, die westlichen Gegenwartskulturen insgesamt erfassenden Öffnungen alter binärer Sicherheiten hin auf Pluralität erfährt. Vokabeln wie »alternative Fakten« und »drittes Geschlecht« setzen auf der fundamentalen Ebene kultureller Konstruktion trianguläre Verhältnisse voraus, für deren adäquate Beschreibung Peirce geradezu prädestiniert erscheint.

10 Vgl. Köller [Anm. 5], S. 33.

11 Eine Gegenüberstellung von de Saussure (als dem »Markennamen« zweiseitiger Zeichen und binär strukturierter Semantik) und Peirce (als dem Label dreiwertiger semiotischer Logik) mit Blick auf die Leistungsfähigkeit bei der Konzeptualisierung sprachlicher Zeichen bietet Köller [Anm. 5], S. 22–48.

12 Aus der Möglichkeit, verschiedene Phänomene unter dem Begriff des »Zeichens« zu rubrizieren, folgt freilich nicht, dass sich z. B. Sätze als Zeichen mit Texten als Zeichen einfach implikativ verrechnen ließen. Der Zusammenhang wäre selbst wieder semiotisch als komplexe Repräsentation zu fassen. Architektonische Aggregation von Zeichen stellt keine adäquate Form der

von Zusammenhängen zeicheninterner Differenziertheit und zugehöriger Funktionalität, vom semiotischen Design her also, zuwachsen. Isolierungen aus beiden Bestimmungshorizonten sind nur unter heuristischen Gesichtspunkten gestattet. So gewonnene Ergebnisse müssen weiter auf entsprechende Hintergründe beziehbar bleiben, um den reduktionistischen Fallstricken entgegen zu können.

Die zweite Lehre, die man ziehen muss, betrifft mit Blick auf den Gegenstandsbereich die Wahl eines angemessenen Zeichendesigns. Es ist offensichtlich, um hier nur zwei Beispiele zu geben, dass literaturwissenschaftliche Interpretation als Ermittlung von Sinn Horizontverschiebungen im Akt der Textrezeption zu berücksichtigen hätte – und genauso offensichtlich, dass sie das in der interpretierenden Praxis nicht tut. Gleichmaßen auf der Hand liegt, dass die Lektüre einer wissenschaftlichen Textausgabe in der Bezogenheit von ediertem Text und Apparat regelmäßig die Grenzen dessen sprengt, was man als dahinterstehende philologische Idee voraussehen mag. Ein Zeichenmodell, das allein das repräsentierte Objekt und den Repräsentanten konzeptualisiert im Sinne einer Übersetzung, legt immer nahe, »daß mit jedem ›Signifikanten‹ kraft eines sozial abgesicherten Codes ein stabiles ›Signifikat‹ verbunden ist«. ¹³ Der ideale uniforme Rezipient ist aber nicht allein vor dem Hintergrund unterschiedlicher sozialer Situierung und abweichender Lektürepraxis höchstens ein Orientierungspunkt. Er verliert als Konstrukt vor allem dann Plausibilität, wenn man sich vor Augen führt, wie wenig sich die Sinnproduktion im Zusammenspiel syntagmatischer und paradigmatischer Lektüremomente tatsächlich kontrollieren lässt.

Das triadische Peirce'sche Zeichenmodell kann auf solche Problemlagen angemessen reagieren, weil es im Vergleich zu Alltagsvorstellungen einen entscheidenden Vorteil hat. Es denkt die Instanz der Interpretation nicht als etwas Äußerliches, etwa als den verfügenden unabhängigen Zeichenbenutzer, sondern als funktionales Konstitutionsmoment des Zeichens selbst. In diesem Involviert-Sein hat sie weiterhin Teil an Prozessen des Erscheinens und Vergehens von Sinn. Interpretation als ein Horizont ist jetzt allerdings selbst der Veränderungsdynamik in Abhängigkeit davon unterworfen, wie sich das Verhältnis zu Repräsentant und Objekt je gerade neu gestaltet. Im Zeichen sind das Zeichenobjekt, das repräsentierende Zeichenmittel und der Interpretant, der Objekt und Mittel auf eine bestimmte Art und Weise zusammensieht, irreduzibel aufeinander

Beschreibung dar. Zeichen interpretieren Zeichen und das heißt (ich bleibe im Bild), dass etwa ein Fundament oder ein Ziegel im semiotischen Prozess zu etwas anderem werden kann, eine andere funktionale Bestimmung annimmt, so dass das Haus einstürzte. Das tut es aber nicht.

13 Wilhelm Köller: Der Peircesche Denkansatz als Grundlage für die Literatursemiotik, in: Eschenbach/Rader [Anm. 6], S. 39–63, hier S. 44.

der bezogen. Zugleich repräsentiert das Zeichenmittel das Objekt für den Interpretanten, der dann als deutendes Muster oder eine Schematisierung des Zusammenhangs aufzufassen ist.¹⁴

Für die Art und Weise des zeicheninternen Repräsentationszusammenhangs lassen sich Zeichenfunktionen unterscheiden, als da sind ›Ikon‹, ›Index‹ und ›Symbol‹. Die Begriffe bezeichnen Vermitteltheitsmodi bzw. drücken aus, in welcher Hinsicht ein Zeichenmittel ein Objekt repräsentiert: Das ›Ikon‹ bestimmt das Verhältnis auf der Basis einer Ähnlichkeitsbeziehung, der ›Index‹ im Rahmen von reaktiven Folgeverhältnissen (kausal, motivational) bzw. Implikationszusammenhängen und das ›Symbol‹ meint einen konventionalisierten Bezug. Diese Zeichenfunktionen sind wiederum nicht als kategoriale Bestimmungen zu fassen. Vielmehr stehen auch sie in interdependenten Verhältnissen zueinander: Man bekommt das eine nicht ohne die anderen beiden. Jeder konventionalisierte Verweiszusammenhang hat auch einen ikonischen Aspekt usw.¹⁵

14 Ich verweise darauf, dass die Integration des Interpreten als funktionales Konstitutionsmoment des Zeichens erhebliche Veränderungen jener Vorstellungen nach sich zieht, die vom Interpreten als literaturwissenschaftlicher Instanz der Deutung ausgehen. Der Interpretant im triadischen Zeichen kann nicht unreflektiert mit Instanzen des Bewusstseins gleichgesetzt werden und gerade das stellt für gängige literaturwissenschaftliche Positionen ein Problem dar. ›Interpretant‹ ist etwas allein vermittelt der internen Bezogenheit der Zeichenrelate aufeinander und in der Einbettung des Zeichen als Ganzes in von dort aus gesehen externe, höherstufige Semiose. Hier mag die größte Hürde für eine literaturwissenschaftliche Applikation des Ansatzes liegen: Eine durch Praxis und Technik kulturell vermittelte Anschlusshandlung (nicht unbedingt die Gründe des handelnden Subjektes), eine situativ eingebundene sprachliche Äußerung z. B. eine Entschuldigung (nicht allein die Intentionalität eines Sprechers), eine Geschichte, ein normativer Regelausdruck und mehr – können Interpretant sein. Vgl. Umberto Eco: *Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen*, München 1987 (Supplement 5), S. 101–107, hier S. 103: »Nicht ohne Grund hat der Begriff des Interpretanten viele Autoren erschreckt, die dann begannen, sie durch Mißverstehen (Interpretant = Interpret oder Empfänger der Botschaft) zu exorzisieren. Der Begriff des Interpretanten macht eine Theorie der Signifikation zu einer strengen Wissenschaft der kulturellen Phänomene und befreit sie zugleich von der Metaphysik des Referenten.«

15 Ein solches Zeichendesign hat die Konsequenz, dass eine Typologie der Zeichenfunktionen zwar nützlich sein kann, um einen bestimmten Gegenstandsbereich zu systematisieren, dass aber unter semiotischen Gesichtspunkten der einzelne Gegenstand selbst – das Zeichen – als triadisches Verweisverhältnis aller drei Funktionen verstanden werden muss. Nicht Ikon oder Index oder Symbol sind Zeichen im Vollsinn. Die drei Begriffe fassen als Zeichenfunktionen interdependent aufeinander bezogene Entitäten. Das lässt sich am leichtesten von der ikonischen Zeichenfunktion her verdeutlichen, deren Fundament Ähnlichkeit ist. Ähnlichkeit stellt für die Semiotik einen Repräsentationszusammenhang dar, bei dem Repräsentant und semiotisches Objekt unterschieden werden, die aber auf der Ebene der Präsenz ununterscheidbar sind. Dieser ›kleine Unterschied‹ ist als Differenz auch immer auf die beiden anderen Zeichenfunktionen projiziert. Man kann diesen Zusammenhang als eine Art von Vorgriff auf Erklärungen oder als

Nachfolgend in dieser Skizze werden vor allem ikonische Verweiszusammenhänge zwischen semiotischem Objekt und seinem Repräsentanten in den Vordergrund treten. Ikonische Repräsentation hat Effekte, die für die Frage nach der Persistenz der alten Textgeschichte, wie sich zeigen wird, von entscheidender Bedeutung sind. Im Sinne von Subzeichenfunktionen lässt sich Ähnlichkeit wiederum als Triade bestimmen: als irreduzible Einheit eines Abbildzusammenhangs der Elemente, als Ähnlichkeit der Struktur im Sinne eines Diagramms und als metaphorische Ähnlichkeit, die allein auf der tableauartigen Kopräsenz, auf semiotischer Kontiguität des Objektes und seiner Repräsentation beruht.

Der Text ist ein Zeichen.¹⁶ Die Frage ist, wie die internen und externen Zirkulationen von Sinn im Rahmen literaturwissenschaftlicher Editionen es als einen semiotischen Verweisungs- und Repräsentationszusammenhang konstituieren. An zwei jüngeren Textausgaben soll dem nachgegangen werden.

II. Wie und wieso den ›Wunderer‹ neu edieren?

2015 hat das Großprojekt der Neuedition der Dietrichepik einen großen Schritt in Richtung Vollendung getan. Fast zeitgleich erschienen die dreiteilige ›Rosengarten‹-Edition einer Arbeitsgruppe um Elisabeth Lienert und die Ausgabe des ›Wunderer‹ durch Florian Kragl.¹⁷ Mit letzterer findet erstmals eine Textedition

deren Potentialität verstehen. Ikonizität ist andererseits immer auch ›Nebenprodukt‹ der anderen Zeichenfunktionen.

16 Sahle [Anm. 1], Teil 3, S. 42, unterscheidet sechs basale Textbegriffe: ›sprachliche Äußerung‹, ›Werk‹, ›Fassung‹, ›Dokument‹, ›Inhalt/Idee/Intention‹ und ›Zeichen‹. Aufgabe der Editorik sei ihre integrative Vermittlung. Wenn diese Skizze fast ausschließlich das ikonisch-zeichenhafte Moment betont, dann von der Voraussetzung her, dass dieses unterbelichtet sei: »In vielen Texten wird der Sinn [...] über weitere optische Formierungen und nicht zuletzt über das Layout als komplexes semiotisches System transportiert. Dies ist nicht nur den historischen Wissenschaften, sondern auch in der philologischen Grundlagenforschung eigenlich bekannt« (Hervorhebung K.M.).

17 Ausgangspunkt dieses Beitrags war eine vergleichende Rezension zweier Editionen für die PBB: Rosengarten, hg. v. Elisabeth Lienert [u. a.], Teilband I: Einleitung, ›Rosengarten‹ A, Teilband II: ›Rosengarten‹ DP, Teilband III: ›Rosengarten‹ C, ›Rosengarten‹ F, ›Niederdeutscher Rosengarten‹, Verzeichnisse, Berlin [u. a.] 2015 (TSMH 8/I, II u. III) sowie Der Wunderer, hg. v. Florian Kragl, Berlin u. Boston 2015 (TSMH 9). Das mag noch an der einen oder anderen Stelle durchscheinen, vgl. zum Gebrauchswert der ›Rosengarten‹-Ausgabe die Ausführungen weiter unten [Anm. 50]. Christopher Domhardt, Jens Haustein und Susanne Köbele jedenfalls haben mich ermuntert, ursprünglich allein gegenstandsbezogen entwickelte Argumente in Aufsatzform etwas breiter auszuführen.

Aufnahme in Lienerts ›Texte und Studien zur mittelhochdeutschen Heldenepik‹ (TSMH), die nicht auch von der Reihenherausgeberin hauptverantwortlich betreut wurde.¹⁸ Zudem haben zuletzt sowohl Lienert als auch Kragl andernorts Voraussetzungen der Reihe kritisch diskutiert.¹⁹ Das zusammen bietet einen guten Anlass, beide Editionen mit Blick auf das Format der Reihe in den Blick zu nehmen.

›Komfortabel‹, das ist der richtige Ausdruck für diese Ausgaben: Sehr viel Raum für relativ kurze Erzählungen. Ich beginne mit Kragls Edition. Hier versammelt das Vorwort die Motive: Der ›Wunderer‹ steht der altgermanistischen Forschung allein in verstreuten Ausgaben zur Verfügung, die auf unterschiedlichen editorischen Prämissen aufrufen und deren Qualität im Einzelfall überprüft werden muss. Deshalb soll eine »verlässliche Neuedition« geboten werden, »die sämtliche ›Wunderer‹-Zeugen einheitlich und gebündelt präsentiert« (S. VII). Die Einleitung zur Edition wird eröffnet von einer literarhistorischen Skizze, die einerseits den Inhalt der Erzählung paraphrasiert, andererseits den Text über Gebühr ästhetisch diffamiert und literarhistorisch marginalisiert (vgl. S. XII).²⁰ Ich lese diese Exposition so: Von der Erzählung lässt sich ein Motiv für die Neuedition des ›Wunderer‹ nicht gewinnen. Die Ausgabe muss allein von der Dysfunktionalität der Editionsfrage her begründet werden. Das Editionsziel sind homogen formatierte Äußerungen für den modernen Leser. Gleichzeitig – das gehört zu den Rahmenbedingungen der Reihe – sollen diese »möglichst überlieferungsnah« (S. XXI) gegeben werden. Interessant und herausfordernd erscheint dem Herausgeber immerhin auch die textgenetische Undurchsichtigkeit der Überlieferung.

Literarhistorische Prämissen und die Gegebenheiten der Überlieferung münden bei Kragl in einen aufgeräumten editorischen Pragmatismus. Mit Ausnahme

18 Die TSMH-Ausgaben der historischen Dietrichepik erschienen 2003–2007, der ›Laurin‹ 2011, die ›Virginal‹- und ›Goldemar‹-Edition 2017, an der Neuausgabe des ›Sigenot‹ arbeitet eine Gruppe um Lienert seit 2016. Den Anfang der Neueditionen der Dietrichepik markiert noch außerhalb der TSMH: Das Eckenlied. Sämtliche Fassungen in drei Teilen, hg. v. Francis B. Brévert, Tübingen 1999 (ATB 111).

19 Vgl. Florian Kragl: Kritik des Apparats. Anlässlich der neuen Ausgabe der ›Laurine‹, in: PBB 136 (2014), S. 601–623, sowie Elisabeth Lienert: Konzeptionelle und praktische Probleme der Dietrichepik-Edition, in: Dorothea Klein (Hg.): Überlieferungsgeschichte transdisziplinär. Neue Perspektiven auf ein germanistisches Forschungsparadigma, Wiesbaden 2016 (Wissensliteratur im Mittelalter 52), S. 389–399. Lienert diskutiert Grenzen und Möglichkeiten der Edition variantenreicher, heldenepischer Überlieferung, Kragl am Einzelfall der ›Laurin‹-Edition (TSMH 6) deren Repräsentation durch den Apparat.

20 Was fehlt, ist vielleicht ein Hinweis darauf, dass die Reihe auch auf texttypologische Vollständigkeit abstellt. Aber das wäre in letzter Instanz wohl zu leicht als ästhetisches Argument zu dekodieren.

eines einzigen Fragments werden alle erhaltenen Textzeugen als ›Klartext‹²¹ gegeben. Die Fassungen D und SE der strophischen Version sind, um Vergleichbarkeit herzustellen, synoptisch gesetzt. Die beiden Reimpaarfragmente²² und zusätzlich das ›Wunderer‹-Spiel druckt die Ausgabe separat. Der Apparat ist dreiteilig: Apparat I ist ein die Materialität der Überlieferung ins Zentrum stellender Variantenapparat. Apparat II verzeichnet relevante Konjekturevorschläge älterer Forschung. Weil auf Textbesserungen und graphische Glättungen beim Klartext so weit als möglich verzichtet wurde, entsteht Klärungsbedarf, den die Übersetzungshilfen in Apparat III bearbeiten.

III. Überlieferungsnähe und Textidentität

Die editorischen Voraussetzungen wirken dem naiven Blick zunächst widersprüchlich. Es soll eine einheitlich formatierte Edition der historischen Zeugnisse bei größtmöglicher Überlieferungsnähe geboten werden, wobei das Merkmal des Textfeldes gerade in der hohen Variabilität der Überlieferung besteht:

»Wie sich in vergleichsweise kurzer Zeit [die Textzeugen stammen aus wenigen Jahrzehnten um die Wende zum 16. Jahrhundert, K. M.] diese so vielgestaltige Textfamilie ausdifferen-

21 Eingetübte Terminologie wird unter den Voraussetzungen dieser Skizze prekär. Weder ist der ›edierte Text‹ hier d e r Text, noch ist er der ›edierte‹ Text. Auch lässt sich unter semiotischen Gesichtspunkten innerhalb der Edition nicht schon einfach nach Text-Paratext-Zusammenhängen hierarchisieren. Das Schriftbild mag einen solchen Zusammenhang nahelegen und den Apparat marginalisieren. Ikonizität ist aber nur eine der drei Zeichenfunktionen, die Zusammenhänge kodieren. Aus unterschiedlichen mehr oder weniger passenden Vokabeln habe ich mich für die von Gunter Martens: *Textdynamik und Edition. Überlegungen zur Bedeutung und Darstellung variierender Textstufen*, in: ders. u. Hans Zeller (Hgg.): *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, München 1971, S. 165–201, hier S. 172, eingeführte Bezeichnung ›Klartext‹ entschieden. Das fokussiert eine einfache Durchsichtigkeit der Schrift auf den Text hin. Zugleich wird das Verhältnis von Klartext und Apparat in der Edition bei Martens nicht als eines der Relevanzhierarchie bestimmt, sondern als eines unterschiedlicher Komplexitätsgrade und Formen der Kodierung jenes Textes, den die Edition als Ganzes gibt und der bei Martens als diachrone Entität gefasst ist. Aus semiotischer Perspektive würde man sagen, es tritt bei Klartext und Apparat je eine der Zeichenfunktionen stärker in den Vordergrund. Vgl. zudem Gunter Martens: *Was ist – aus editorischer Sicht – ein Text? Überlegungen zur Bestimmung eines Zentralbegriffs der Editionsphilologie*, in: Siegfried Scheibe u. Christel Laufer (Hgg.): *Zu Werk und Text. Beiträge zur Textologie*, Berlin 1991, S. 135–156, die Bezugnahme auf Peirce und die Bestimmung des Textes als Zeichen hier S. 140–148.

22 Die Version des ›Wunderer‹ in Reimpaarversen ist allein noch in diesen zwei Fragmenten sichtbar, die als Fassungen gedeutet werden. Möglicherweise wären hier aber auch zwei Versionen zu unterscheiden, vgl. S. XIX.

zierte, ist aus heutiger Perspektive ein Rätsel, und dies umso mehr, als die klassischen textkritischen Modellbildungen an diesem Befund kläglich scheitern. Mit originalgetreuen Abschriften hat das alles nichts zu tun; vielmehr wurde anscheinend immer wieder neu angesetzt, ohne dass eindeutig wäre, ob die Basis dieser Neuansätze schriftliche Texte oder nur ein vages Wissen um den Handlungsgang gewesen wäre.« (S. XX)

Das klärt sich leicht auf. Gezielt ist mit der Gleichförmigkeit der Klartexte auf die unverdächtig erscheinende Zusammenführung und Bündelung unter einem Design, das funktional die Bedürfnisse disziplinärer Rezeption bedient. Die überlieferten Äußerungen, über deren historische Einbettung wir in der Regel nichts wissen, werden einer einheitlichen Kontextualisierung angedient, eben der vergleichenden Praxis altgermanistischer Leser. Ausgespart davon ist allein die Graphemebene, auf deren Integrität die Edition zielt. Die Worte von Überlieferung und Edition sind einander buchstäblich ähnlich. Das ist es, was eine überlieferungsnahe Edition ausmachen soll.

Diese editorische Praxis ist durch wenig diskutierte Voraussetzungen gekennzeichnet, die indes entscheidenden Einfluss auf die Konstitution textueller Identität haben. Ich unterscheide nachfolgend drei Prämissen, die sich als systematische Ähnlichsetzungen beschreiben lassen. Wichtig ist unter dem Gesichtspunkt dieser Skizze zuerst, dass das Verhältnis von Text und Schrift als ikonisches gedacht wird. Das gilt nicht allein für überlieferungsnahe, es gilt für literaturwissenschaftliche Editionen überhaupt. Schrift begreifen sie als diaphanes Medium. Sie gibt den Blick auf den Text frei.²³ In der Schrift ist der Text distanzlos, geschlossen, gegenwärtig und konkret. Trotzdem existiert die Differenz von semiotischem Objekt (Text) und seinem Repräsentanten (Schrift), trotzdem geht man von der Stellvertretung des Textes durch die Schrift aus, wohingegen die umgekehrte Zuordnung keinen Sinn zu ergeben scheint. Man wird beide kaum als symmetrische Synonyme auffassen. Schrift repräsentiert, aber sie repräsentiert den Text für gängige Lektürepraxis *n i c h t* als etwas Abwesendes.

23 Eine Konsequenz aus einer solchen semiotischen Modellierung sind Textbegriffe, die nicht selbst schon schriftgebunden sind. Vgl. etwa die Konzeptualisierung von ›Text‹ als sprechsituationsüberdauernde *Wiedergebrauchsrede* im Sinne von Konrad Ehlich: Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung, in: Aleida Assmann [u. a.] (Hgg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation, München 1983 (Archäologie der literarischen Kommunikation 1), S. 24–43. Das Konzept wurde auf altgermanistischer Seite adaptiert von Peter Strohschneider: Textualität der mittelalterlichen Literatur. Eine Problemskizze am Beispiel des ›Wartburgkrieges‹, in: Jan-Dirk Müller u. Horst Wenzel (Hgg.): Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, Stuttgart u. Leipzig 1999, S. 19–41.

Was die komplexeren Repräsentationsformen von Schrift betrifft, also Layout und Satzspiegel, sind Text und Schrift auf der Ebene ihrer *diagrammatischen* Struktur einander ähnlich. Die visuell wahrnehmbaren Ordnungen von Schrift, ihre Linearität, ihre Begrenztheit, ihre blockartige Konturiertheit im Seitenformat etc. kommunizieren ikonisch neben ihrer eigenen auch die Struktur des Textes.²⁴ Ihre geordnete Segmentiertheit repräsentiert textuellen Sinn, verweist auf die Möglichkeit von Differenzerfahrung.²⁵

In dieser Engführung von Text und Schrift sind beide leicht zu verwechseln. Die Differenzierungsleistung ikonisch-diagrammatischer Repräsentation ist so ›gering‹,²⁶ dass – wenn es um das Verhältnis von Text und Schrift gerade *nicht* geht – die literaturwissenschaftliche Praxis beides zusammenfallen lässt. Legitimität kann sich diese Verkürzung von moderner Schriftgebrauchspraxis leihen, für die es da in der Regel sinnvoll nichts zu unterscheiden gibt, weil die dominanten und relevanten Formen von Text schriftlich sind. In literaturwissenschaftlichen Editionen ist diese Verwechslung der Normalfall.

Man wird dennoch gut beraten sein, die Differenz auch sprachlich zu markieren, nicht zuletzt, weil reduktionistischem Sprachgebrauch leicht reduzierte Wahrnehmungsvermögen auf dem Fuße folgen. Zudem besitzt diese diagrammatische, asymmetrische Verschränkung für uns spezifische Funktionalität, die eine Aufrechterhaltung der Unterscheidung lohnenswert erscheinen lässt, denn sie beschert uns ›*ikonische Prägnanz*‹. Prägnant ist, »was in einer übersicht-

24 Zur Ikonizität und damit zusammenhängenden Chancen einer Interpretation von Schrift und Layout aus der Perspektive der Diagrammatik vgl. Christine Putzo: Das implizite Buch. Zu einem überlesenen Faktor vormoderner Narrativität. Am Beispiel von Wolframs ›Parzival‹, Wittenwilers ›Ring‹ und Prosaromanen Wickrams, in: Eckart Conrad Lutz (Hg.): Finden – Gestalten – Vermitteln. Schreibprozesse und ihre Brechungen in der mittelalterlichen Überlieferung. Freiburger Colloquium 2010, Berlin 2012 (Wolfram-Studien 22), S. 279–330; dies.: Narrative Diagrammatik – Mit einer Modellanalyse: Die Diagrammatik des ›Decameron‹ in: Eckart Conrad Lutz [u. a.] (Hgg.): Diagramm und Text – Diagrammatische Strukturen und die Dynamisierung von Wissen und Erfahrung. Überstorfer Colloquium 2012, Wiesbaden 2014, S. 413–450.

25 Dirk Westerkamp: Was ist ikonische Prägnanz?, in: ders.: Ikonische Prägnanz, Paderborn 2015, S. 9–34, hier S. 18–22, hat das mit der Differenz von ›Sagen‹ und ›Zeigen‹ zusammengebracht. Zeigen als präsentischer Modus zwingt die zeitliche Ausdehnung des Sagens in die Simultanität. Wenn man so will: Das Ikonische der Schrift macht auch den Text zum Monument oder – mehr literaturwissenschaftlich – zum Werk. In Schrift kommt das Sagen zur achronischen Erscheinung.

26 Vgl. zur weiterführenden Differenzierung zuletzt Kay Malcher: Dietrich als Christus – die Erzählung als Ikon. Zur Figurenidentität in mittelhochdeutscher Dietrichepik aus semiotischer Sicht, in: Anne-Katrin Federow [u. a.] (Hgg.): Bruchige Helden – Bruchiges Erzählen. Mittelhochdeutsche Heldenepik aus narratologischer Sicht, Berlin u. Boston 2017 (TSMH 11), S. 115–148, hier vor allem S. 120–125.

lichen Struktur einen maximalen Bedeutungsreichtum zur optimalen Klarheit bringt«. ²⁷ Identitätsmerkmale von Text als strukturierte Zusammenhänge können durch Schrift als sichtbare Seite dieses Repräsentationszusammenhangs ausgestellt und vor allem kommuniziert werden. Schrift zeigt, wie der Text ist, und stellt das zugleich in einen intersubjektiven Rahmen.

Von solcher Funktionalität der Unterscheidung einmal abgesehen, geraten mit der reflexhaften Identifikation von Text und Schrift vor allem wichtige Konsequenzen des Repräsentationszusammenhangs aus dem Blick, die mit seiner Selektivität zu tun haben. Was prägnant hervortritt, zeigt nicht, was damit zugleich der Aufmerksamkeit entzogen wird. Die ikonische Dimension eines Verweises trägt – anders als Index und Symbol – keine entsprechenden Markierungen. Man versteht das besser, vergleicht man am Einzelfall den interpretatorischen Textbegriff mit dem linguistischen und blickt von dort auf den editorischen. In unterschiedlichen Repräsentationszusammenhängen gewinnt ein Text unterschiedliche strukturelle Attribute.

Überlieferungsnahe Editionen setzen noch an anderer Stelle auf Ähnlichkeit, und zwar beim Verhältnis von historischer Schrift und Schrift des Klartextes. Mit dem Leitbild ›Kopie‹ tritt Ikonizität gar ins konzeptionelle Zentrum philologischer Tätigkeit. Dieses Gleichmachen von edierter und historischer Schrift ist folgenreich. ²⁸ Nicht nur wird der Repräsentant moderner Edition mit dem Repräsentanten der historischen Überlieferung verwechselt – der Repräsentant der Edition wäre tatsächlich besser als Interpretant des historischen Zeichens insgesamt anzusprechen, das sein semiotisches Objekt darstellt. ²⁹ Für die Fragestellung ist

²⁷ Westerkamp [Anm. 25], S. 27.

²⁸ Das führt in den TSMH-Editionen dazu, dass sie bisweilen keinen zitierfähigen Text mehr bieten, nicht weil sie zu weit von der Überlieferung entfernt wären, ganz im Gegenteil: Weil die historische Graphemik ikonisch repräsentiert wird, finden sich jetzt auch diakritische Zeichen in den Ausgaben, die zumindest gegenwärtig nicht einmal der Unicode vorgesehen hat. Dieselbe argumentative Stoßrichtung bei Burghart Wachinger: Wie soll man Neidhart-Lieder edieren? Zur Salzburger Neidhart-Ausgabe, in: PBB 131 (2009), S. 91–105.

²⁹ Der weitreichende editorische ›Purismus‹ (vgl. Kragl, S. XXI) gegenüber überlieferter Schrift ist hier nie nur Reflex auf die Gegebenheiten der Überlieferung. Vgl. auch Holger Runow: Wem nützt was? Mediävistische Editionen (auch) vom Nutzer aus gedacht, in: editio 28 (2014), S. 50–67, hier S. 55, Anm. 12: »Bei manchen jüngeren Editionen, die betont handschriftennah edieren (wollen), stellt sich der Eindruck ein, dass [...] Transparenz schlicht gleichgesetzt wird mit extremer Handschriftennähe und dass damit die Funktion des Editors marginalisiert, wenn nicht überhaupt dispensiert wird. [...] Allzu leicht wird verkannt, dass selbst eine noch so diplomatische Transkription bereits auch eine Abstraktionsleistung ist.« Dass solche Abstraktionsleistungen noch viel basaler anzusetzen sind, wird weiter unten bei der Frage der Sortierung der Überlieferung nach Versionen zu zeigen sein.

hier etwas anderes wichtig, nämlich dass einer widerstandslosen Applikation des neuzeitlichen ikonischen Verhältnisses von Text und Schrift auf die historischen Zusammenhänge so Tür und Tor geöffnet ist. Zusammen mit der Verwechslung von Text und Schrift ergibt sich dann die Fehlannahme, die gedruckte Schrift des Klartextes sei der Text, weil die Buchstaben ikonisch jene alten Buchstaben nachbilden, die wiederum der alte Text seien. In dieser ›Kurzschlüssigkeit‹ ist historische Differenz nicht vorgesehen. Schon der Raum für die entsprechenden Fragen fehlt. Selektivität, die aus ikonischer Prägnanz resultiert, fällt auch in der historischen Dimension unter den Tisch. Der ikonische Verweis repräsentiert, dass er erfolgreich repräsentiert hat.³⁰ Er begründet indes nichts.

Und ein drittes Moment ikonischen Verweisens wird für Fragen der Textkonstitution relevant, nämlich *a b b i l d h a f t e* Ähnlichkeit auf der Ebene von Schrift. Sie bestimmt über die Parallelisierung pikturaler Einheiten, ob zwei Schriftstücke denselben Text repräsentieren oder nicht. Verschiedene Formatgrößen³¹ von Schrift können als Bilder aufgefasst werden, die es aufeinander zu beziehen gilt. Im vielberufenen Zeitalter technischer Reproduzierbarkeit stiftet gegebene oder fehlende *B u c h s t ä b l i c h k e i t* ein Unterscheidungskriterium auch der Texte. Diagrammatische Ähnlichkeit ruht auf dem Verhältnis von Relationen auf, auch von daher ließen sich bei der Parallelisierung von Schrift mit Schrift prinzipiell Antworten auf Fragen nach der Repräsentation eines Textes oder mehrerer Texte geben. Doch verfährt zumindest die literaturwissenschaftliche Editorik anders, knüpft sie ihre Konzepte von Textidentität an die Vorstellung der wiederholten Verwendung von Druckertypen.

Diese Praxis der Schriftstückvergleiche stellt für die historischen Formen des Schriftgebrauchs nicht den Regelfall dar, das ist unbestritten. Auch ist klar, dass literaturwissenschaftliche Methoden die historische Praxis nicht imitieren, wenn sie sie analysieren. Da werden sie auch auf Vergleiche zurückgreifen. Die Editionen der TSMH-Reihe sind genau auf diesen Bedarf hin ausgerichtet. Sie bieten in der Regel verschiedene handschriftennahe Klartexte. Gerade im Rahmen von systematisch unbefragbar gemachten Verweiszusammenhängen liegt Verwechslung dann wieder nahe. In der Edition nimmt Gestalt an, was in der Rede von der ›Konkurrenz‹ von Fassungen, der ›Verdrängung‹ der einen durch eine andere Version etc. historische Zusammenhänge verzeichnet.

³⁰ Vgl. Gerhard Schönrich: Zeichenhandeln. Untersuchungen zum Begriff einer semiotischen Vernunft im Ausgang von Ch. S. Peirce, Frankfurt/Main 1990, hier S. 144.

³¹ Das bezieht sich auf die Graphemik von Buchstabe, Wort, Satz, Absatz, Seite. Die Reihenfolge markiert auch eine graduelle Steigerung von Komplexität, so dass die Bedeutung von Struktur und Verweisen qua diagrammatischer Ähnlichkeit sukzessive in den Vordergrund tritt.

Soweit zu den ikonischen Prämissen der Textherstellung der ›Wunderer‹-Edition. Der Klartext der Ausgabe kann exemplarisch für ein Programm stehen, das nicht allein die TSMH-Editionen verfolgen. Gerade die Kurzschlüsse zwischen historischer Schrift und der Schrift des Klartextes markieren ein tieferliegendes Problem. Dieses bricht genau an der Stelle hervor, wo das Programm Ersatz für das textgeschichtliche Modell kritischer Edition schaffen soll. Für die alten Editionen floss die Schrift nach bestimmten Regeln und im Rahmen historischer Folgerichtigkeit aus der Überlieferung. Hier gilt das nicht mehr. Der Verlust von Erklärung wird einfach ›übertüncht‹, wo Deutungsangebote gemacht werden sollten.

Natürlich ist es so, dass, was etwa Hans Blumenberg als das utopische cartesianische Reinheitsideal einer klaren, logisch gesättigten, bilderfreien Sprache ausmalt – die kristallinen Worte der Aufklärung –, Utopie bleiben muss. Ikonizität lässt sich dem Diskurs nicht austreiben. Sie ist ihm inhärent und eines seiner Fundamente. Dass aber Editionen, die in ihrem konstitutiven Rückgriff auf die Visualität des Lesens immer auch ikonisch belastet sind, schwer beherrschbare Vermitteltheiten qua Ähnlichkeit forcieren, anstatt sie zu domestizieren, ist mindestens ein riskantes Unterfangen.

IV. Semiotik des Apparats

Die bisherige Darstellung zur ›Wunderer‹-Edition überzieht zweifellos, wenn sie allein den Klartext im Blick hat. Der Klartext ist nicht der Text. Allerdings ist damit noch keine exotische Position eingenommen. Die zurückliegende Beschreibung modelliert eine Lektürepraxis, die meint, Variantenapparate wissenschaftlicher Editionen ignorieren zu können, weil diese allein der Rechtfertigung des ›Textes‹ dienen oder marginalisierend Varianz dokumentieren.³² Wenn zudem eigentlich die gesamte Überlieferung abgedruckt ist, könnte der Eindruck entstehen, ihr ornamentales Dasein sei philologischer Folklore geschuldet.³³

Wie auch immer sich die Zusammenhänge andernorts darstellen: Bei Kragl ist der Apparat informativ. Das gilt zunächst sicher für Kommentierungen durch die

³² Vgl. zur gewandelten Funktionalität des Variantenapparates Kragl [Anm. 19], S. 601–605. Wo der textkritische Apparat ursprünglich als referentieller Horizont eines kritischen Textes zu dessen Beglaubigung diene, soll unter der Regentschaft des Leittextzeugen entsprechende Variantenverzeichnung heute allein noch Parallelüberlieferung dokumentieren. Die Form indes bleibt dieselbe.

³³ Tatsächlich ist der Apparat für Kragl [Anm. 19], S. 601 der »Fetisch der Editionsphilologie«.

Apparate II und III, welche die Übersetzung des Klartextes erleichtern sollen.³⁴ Sie lassen sich als funktionale Konsequenz aus der ikonischen Überlieferungsgebundenheit des Klartextes an die historische Schrift verstehen. Sie erläutern auf der Ebene sprachlicher Konventionalität, sie vermitteln die Sprachstufen. Anders Apparat I, der jenseits der Kommentarfunktion vor allem auch den oben problematisierten Tendenzen des Klartextes entgegen arbeitet, wenn er auf verschiedene Art und Weise seine Konstitutionsbedingungen irritiert.

Ein Unterlaufen des Klartextes ist auf irgendeine Art und Weise immer die Aufgabe von Variantenapparaten. Hand in Hand mit seiner starken ikonischen Determinierung in der ›Wunderer‹-Edition kommt es hier allerdings zu semiotischen Neujustierungen. Wo ehemals kritischer Text und Variantenapparat im Rahmen begründender indexikalischer Repräsentationsverhältnisse des textgeschichtlichen Modells miteinander vermittelt waren, ist die Bezogenheit von Klartext und Apparat I in der Kragl-Edition allenfalls okkasionell stabilisiert. Es gibt kein Verfahren, keine übergeordnete Regel, die auf der syntagmatischen Achse der Lektüre den Zusammenhang sicherte. Hinweise auf Streichungen von Buchstaben, Verweise auf aufgelöste Abkürzungen und Nasalstriche, auf die Tintenfarbe, Hinweise auf eingeschränkte Lesbarkeit, Informationen zur Textgliederung des Überlieferungsträgers, gegebenenfalls solche zu seinen Schäden etc., all das findet hier in einem *anlassinduzierten* Nebeneinander zusammen.

Diese fragmentierende bzw. segmentierende Tendenz von Apparat I steht in einem spannungsreichen Wechselverhältnis mit der ikonischen Totalität des Klartextes, der seinerseits alles Partielle des editorischen Paratextes unter die Identität einer übergeordneten Funktion zu zwingen droht. Die semiotische Form des alten Textgeschichtsmodells, die der Variantenapparat erinnert, unterstützt eine solche Interpretation genauso wie die hierarchische Zuordnung von Klartext und Apparat im Layout. Man kann das unter ›ikonischer Täuschung‹ durch die äußere Form verbuchen: Zwar gibt Schriftbildlichkeit einen gemeinsamen Horizont der Informationen von Apparat I ab. Doch entpuppt er sich zuletzt als Residuum von allein Ähnlichem.

Soweit zunächst zur Kragl-Edition, die sich jenen Konformitätszwängen zu stellen hatte, die das Reihenformat vorgibt. TSMH-Editionen orientieren sich am Leittextzeugenprinzip, weil sie weitreichende Authentizität gegenüber dem Über-

34 Die Darstellung der unter semiotischen Gesichtspunkten wichtigen Funktion von Kommentar und Erläuterungspraxis für die Konstitution des Textes muss in dieser Skizze nicht zuletzt aus Platzgründen unterbleiben. Für erste Orientierungen vgl. die Beiträge in editio 7 (1993), die ›Kommentar‹ allerdings vor allem negativ, als geregelte Rede bestimmen, die in Editionen zum ›eigentlichen‹ Text hinzutritt und dabei nicht Überlieferung und Lesarten betrifft.

lieferten anstreben. Wenn dadurch Kopieren und positivistische Dokumentation zu editorischen Leitbildern erhoben werden, stellt das eine besondere Form der Verlängerung des alten textgeschichtlichen Modells dar. Seine Leitfigur war der um Gewissenhaftigkeit bemühte buchstabenmalende Kopist im Skriptorium. Eben diese Tradition verlängern die TSMH-Editionen. Die Abschreibegeschichte als Aktualisierung des textkritischen Modells ›verlässt‹ die Textausgabe und wird zur legitimatorischen Voraussetzung editorischen Handelns. Da werden Imaginationen real.³⁵

V. Das Kreuz mit der Überlieferung

Die editorischen Probleme sind beim ›Rosengarten‹ zunächst andere als beim ›Wunderer‹. Das ist der reichhaltigen Überlieferung geschuldet: 21 handschriftliche Zeugen – teils fragmentarisch, teils nur noch in Abschriften des 19. Jahrhunderts – sind verfügbar, sechs Auflagen des gedruckten ›Heldenbuchs‹ wollen berücksichtigt sein.³⁶ Hier lässt sich nach Maßgabe äußerer editorischer Zwänge und anders als beim ›Wunderer‹ nicht all das drucken, was noch da ist.

35 Fokussiert man noch etwas länger solche Entwurfsmomente der Editionen, wird man auch festhalten dürfen, dass ihre argumentativen Stile ethisch unterschiedlich eingefärbte Forscherhabitus evozieren. Im Vergleich der ›Wunderer‹-Edition mit den anderen TSMH-Ausgaben kann man das pauschal als Gegenüber von Gelehrtem und Teamplayern fassen, die die Textgeschichten der Dichter und Tradenten verlängern. Das hat allerhöchstens mittelbar etwas mit den Herausgeberinnen und Herausgebern der Texte zu tun. Es handelt sich um Lektüreanweisungen, die die Editionen selbst geben.

36 Der ›Rosengarten‹ ist vielleicht nicht der ›Heilige Gral altgermanistischer Editionsphilologie‹, sicher aber eines ihrer renitentesten Schmuddelkinder. Vgl. bspw. Albert Leitzmanns Rezension der Bücher von Georg Holz, dem Untersuchungsband zur Textkonstitution von Version D von 1889 und der Textausgabe von 1893, in: ZfdPh 28 (1896), S. 261–263, hier S. 261: »Es gibt kaum einen mittelalterlichen text, der uns fast in allen gesichtspunkten der wissenschaftlichen betrachtung grössere und peinlichere rätsel aufgab, als der Grosse rosengarten.« Derselbe Zungenschlag noch in der Einleitung bei Ghislaine Grimm: Heldendichtung im Spätmittelalter. Überlieferungsgeschichtliche Studien zu den skriptographischen, typographischen und ikonographischen Erscheinungsformen des ›Rosengarten zu Worms‹, Wiesbaden 2009 (Imagines Medii Aevi 22), der jüngsten Arbeit zur Überlieferung des ›Rosengarten‹. Und es ist natürlich kein Zufall, wenn Joachim Heinze: Mittelhochdeutsche Dietrichepik. Untersuchungen zur Tradierungsweise, Überlieferungskritik und Gattungsgeschichte später Heldendichtung, München 1978 (MTU 62), hier S. 123–143, im Rahmen seiner großen kritischen Inventur der gesamten Forschung zur aventiurehaften Dietrichepik seinerzeit die Aporien der alten Textkritik am ›Rosengarten‹-Fall illustriert.

Die Edition ist praktischerweise dreibändig, wobei sie die Überlieferung nach den gängigen fünf Versionen sortiert. Unterscheidungskriterien sind sprachsystematischer oder konzeptioneller Natur und/oder ergeben sich aufgrund des Fehlens (bzw. Vorhandenseins) »charakteristischer Episoden und Handlungsbausteine« (S. LXIII). Für die Hauptversionen A und DP wird auf der Ebene von Fassungen weiter differenziert (Teilbände I und II).³⁷ Unterschiede ergeben sich hier im Zusammenhang mit der Umarbeitung der Strophenform³⁸ und der Kürzung von Vorlagen.

Version C (Teilband III) ist eine Mischversion, die vor allem Strophen und Verse von A und D »kleinteilig und differenziert« (S. LXV) montiert, wobei sie »allem Anschein nach gegenüber den erhaltenen Textzeugen beider Versionen einen anderen (ursprünglicheren und »besseren«?) Text vertritt« (S. LXV).³⁹ Ebenfalls im dritten Teil der Edition finden sich jene Fragmente, die man erklärtermaßen auf z. T. ungesicherter Basis einer Version F⁴⁰ zuordnet, sowie, als eigenständige Version klassifiziert, die 28 Verse eines »Rosengarten«-Fragments in niederdeutscher Sprache. Anders als bei der »Wunderer«-Edition wurde auf den Abdruck der überlieferten Fastnachtspieltexte verzichtet. Auch die tschechischsprachige Überlieferung ist nicht berücksichtigt.⁴¹

37 Unterschieden werden für A eine ältere und eine jüngere Vulgatafassung, für DP die Vulgatafassung D und ihre Kurzfassung P, die jeweils synoptisch gesetzt sind. Hinzu tritt für A der »Dresdner Rosengarten«, der als separater Textblock den ersten Teilband beschließt. Dieser enthält zudem die Einleitung in die Edition mit Darstellungen zu den Überlieferungszusammenhängen, Handschriftenbeschreibungen sowie die Darlegung der Editionsgrundsätze. Der dritte Teilband gibt als Anhänge ein Namensverzeichnis zu allen Fassungen und ein reichhaltiges Literaturverzeichnis. All das findet sich ähnlich auch in Kragls »Wunderer«-Edition, es gehört zur Standardausstattung der Reihe.

38 Ein Sonderproblem der »Rosengarten«-Edition bildet die Frage nach der Wiedergabe der Texte nach ihrer Strophenform. Einerseits lässt sich der Überlieferung eine konzeptuelle Umarbeitung von der mutmaßlich ursprünglichen Form des »Hildebrandstons« in die »Heunenweise« ablesen. Andererseits verhält sich die Überlieferung der Strophik gegenüber aber auch oft indifferent, markiert sie Strophengrenzen von Fall zu Fall unterschiedlich oder überblendet bzw. konterkariert sie durch alternative schriftsprachliche Gliederungssignale. Das Lienert-Team entscheidet hier einzelfallbezogen mit Blick auf die Überlieferungsträger, wie ich finde, angemessen (vgl. S. LXX–LXXIII).

39 Manchmal ist allerdings schon im Verhältnis von A- und D-Textzeugen jene »kleinteilige Mischung von D- und A-Elementen« (S. LXIV) zu verzeichnen, die das hervorstechende Merkmal der unikal bezeugten Mischversion C ist. Anders als in der alten Ausgabe von Georg Holz wird C hier nicht nur nicht für die Textkonstitution von A und D herangezogen (vgl. S. LXIX), die Version erscheint nicht einmal im Apparat.

40 Dieses Problemfeld »erbt« das Lienert-Team im Rahmen der Übernahme der alten Versionenunterscheidung.

41 Eine vergleichbare Entscheidung traf das Lienert-Team für die TSMH-Edition des »Laurin«. Vgl. alternativ dazu jetzt auch Laurin, hgg. v. Hendrikje Hartung [u. a.], Stuttgart 2016 (Relectiones 4). Diese Edition vereint die deutsche, tschechische, dänische und färöische Überlieferung.

Von hier aus lassen sich leicht wichtige Unterschiede bzw. Akzentverschiebungen mit Blick auf den leitenden Textbegriff der ›Wunderer‹-Edition skizzieren. So ist der ›Rosengarten‹ für die neue Ausgabe vor allem ein *deutschsprachiger* Erzähltext.⁴² Die Fokussierung auf das Idiom kann dabei kaum im Rückgriff auf historische kulturelle Differenz begründet werden. Sie ist im Rahmen eines Überlieferungszusammenhangs, für den Transliteration und Transkodierung kein brauchbares Differenzkriterium, sondern bestenfalls Grenzen eines Spektrums markieren, auch nicht durch die generelle Athetese von Übersetzungen zu legitimieren. Es scheint wie bei Kragl die Anlage der Edition ganz vom antizipierten Adressatenkreis der Textausgabe her gedacht.⁴³ Nur müssen hier nach Lage der Überlieferung andere Schwerpunkte gesetzt, aus editionsphilologischer Perspektive schmerzhaftere Entscheidungen getroffen werden. Nicht zuletzt spielt dabei eine Rolle, dass das Format ›Buch‹ der ›Rosengarten‹-Edition Grenzen setzt, die bei dem ›bisschen Wunderer‹ nicht durchschlagen.

Vor allem aber sieht die Edition im ›Rosengarten‹ eine *Erzählung*. Das leitende Modell im Hintergrund ist das eines aus sprachlichen Versatzstücken montierten Textes. Es wirkt eine im Rahmen literaturwissenschaftlicher Beschäftigung mit der Dietrichepik verbreitete Vorstellung von Textkonstitution nach, die auf ältere Arbeiten Joachim Heinzles zurückzuführen ist. Montiertheit bildet da zugleich den intrinsischen Motor für Textwandel.⁴⁴ Anders als bei Heinzle, wo die Kombinatorik sprachlicher Versatzstücke auch die Verwendung von Topoi, Motiven oder Plots einschließen konnte, wird der Status eines entsprechenden Elements für die ›Rosengarten‹-Edition zumindest auf Ebene der Fassungen auf den eines Schriftsegmentes festgelegt. Schrift und Text stehen hier

⁴² Ich spitze hier insofern zu, als die praktischen Probleme, die sich aus der Strophik für eine effektive schriftbildliche Repräsentation auf Fassungsebene ergeben, dieselben sind, die auch Kragl beschäftigen. Insofern bleibt in dieser Skizze des editorischen Textbegriffs unberücksichtigt, was ein wichtiges Argument für die Unterscheidung von älterer und jüngerer Vulgatafassung der Version A des ›Rosengarten‹ darstellt (vgl. S. LXII).

⁴³ Einerseits gehören Kenntnisse des Tschechischen nicht zum Standardprofil eines Altgermanisten, andererseits ist die Arbeit mit neuhochdeutschen Übersetzungen Altgermanisten offenbar nicht zuzumuten. Georg Steer: Das Fassungsproblem in der Heldenepik, in: Egon Kühebacher (Hg.) in Zusammenarbeit mit Karl H. Vigl: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters. Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstitutes, Bozen 1979 (Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstitutes 7), S. 105–115, hier S. 114, hat mit Blick auf den ›Rosengarten‹ argumentiert, dass Fassungen »vom Zweck, vom Publikum, von der Funktion der Texte her zu bestimmen« seien. Da war nicht der moderne Fachdiskurs gemeint.

⁴⁴ Vgl. Heinzle [Anm. 36], S. 185–232, sowie ders.: Überlieferungsgeschichte als Literaturgeschichte. Zur Textentwicklung des Laurin, in: Kühebacher [Anm. 43], S. 172–191.

tatsächlich in einem indexikalischen Zusammenhang der Komposition. Der Text ist das Ergebnis entsprechender Manipulationen von Schrift.⁴⁵

Unter terminologischen Gesichtspunkten erweist sich der gerade eingeführte Begriff ›Erzählung‹ deshalb vielleicht als ungeeignet. Der wenig integrale, lässige Kopist, nicht der Dichter als Legitimationsfigur motivationaler und kompositorischer Zusammenhänge, begründet textuelle Ordnung. Nicht der ikonische Zusammenhang von Geschichte und Text als Erzählung, wie ihn Erzählforschung und Narratologie zugrunde legen,⁴⁶ sondern die Produktionsgeschichte des ikonischen Zusammenhangs von Text und Schrift stiftet den Fokus.

Erneut zeigt sich Edition als philologische Verlängerung dessen, was als historischer Entwicklungsmodus des Textes vorausgesetzt wird. Deutlich lässt sich das mit der Art und Weise illustrieren, wie die ›Rosengarten‹-Edition Synopsen einsetzt. Anders als bei Kragl, wo druckbildliche, vergleichende Parallelführung von Fassungen primär linguistische Differenz ausstellt,⁴⁷ geht es der ›Rosengarten‹-Edition um die Dokumentation von Schriftblockvarianz auf Fassungsebene. Gerade die Leerstellen der Synopsen, Bereiche unbedruckten Papiers einmal auf der linken, einmal auf der rechten Hälfte der Doppelseite, vermitteln das diachrone Textmodell im Bild. Die Parallelsetzungen machen die im Grunde kontraintuitive Vorstellung, dass kompositorisches Weiterarbeiten am Text historisch adäquat als Schriftstückchenpuzzle verstanden werden sollte, allererst plausibel.⁴⁸

Wollte man das eine topologische Verzeichnung durch das Layout nennen, sie läge auf derselben Ebene, wie die Perspektivgebung älterer editorischer Praxis, die

45 Nachdrücklich: Dass es Manipulationen von Schrift gab, steht n i c h t zur Debatte, man halte sich das Beispiel des Dresdner Heldenbuchs vor Augen. Dass aber diese Manipulationen den Text betreffen, eben das wäre zu hinterfragen.

46 Die entsprechende Engführung zeigt sich vor allem darin, dass regelmäßig für ›Erzählung‹ ein synonymes Verhältnis beider Begriffe vorausgesetzt ist. Kriterien gleichermaßen von Textualität und ›Geschichtsartigkeit‹ einer Erzählung sind Differenziertheit, Kohärenz und Konnexität. Der Gleichklang ist auf ikonische Verweisverhältnisse rückführbar.

47 Lücken ergeben sich bei der strophischen Version des ›Wunderer‹ allein durch das Fehlen/ die Überzähligkeit der Strophen D 9 und S 172. Der grundsätzlich richtige Hinweis, dass die Verhältnisse beim ›Wunderer‹ nun einmal liegen wie sie liegen, trifft nicht. Das Bild will nicht nach den Gründen befragt werden, es repräsentiert ja schon.

48 Dieses diachrone Textmodell bietet ein Einfallstor für ästhetische Werturteile. Von hier stammen die ›tiefbegabten‹ Dichter der Dietrichepik. Vielleicht ist das bei Lienert aber nur noch eine Schwundstufe älterer Argumentationsmuster. Vgl. indes noch die Einleitung zu Kragls ›Wunderer‹-Edition. Die gegenläufige Deutungsoption, darin ein modernes künstlerisches Werkkonzept im Sinne von Schriftkollage verwirklicht zu sehen, scheint mir freilich gleichermaßen irreführend.

›Zusatzstrophen‹ gegebenenfalls in den Apparat setzte. Hier wird auf dieselbe Kodierungsform für Axiologie zurückgegriffen, die vorher Rangunterschiede kommunizierte, weswegen die Umstellung auf Gleichrangigkeit der Überlieferung eben von entsprechenden Prämissen abhängig bleibt. Texttheoretische Voraussetzungen bleiben unangetastet, weil sich die Edition weiter ikonischen Suggestionen von Schrift anvertraut und, wie in diesem Fall, die Relationierbarkeit der Texte aus der offensichtlichen Relationierbarkeit von Schrift ableitet.⁴⁹

Der Apparat der ›Rosengarten‹-Edition ist zweigeteilt. Unter einem vor allem bei den Hauptversionen umfänglichen, konventionellen Variantenapparat steht ein Stellenkommentar, der grammatikalische Hilfestellungen, Übersetzungs- und Interpretationshilfen mit Blick auf das heldenepische Erzählen um Dietrich sammelt und z. B. Probleme der Zuweisung von Aussagen an Äußerungsinstanzen diskutiert. Zudem stellt er »exemplarisch« (S. LXXV) versionenübergreifend Bezüge her.⁵⁰

49 Von einem solchen Textbegriff her wird klar – unabhängig von pragmatischen Erwägungen und Zwängen, die die editorische Entscheidungsfindung geleitet haben mögen –, warum die Überlieferung des ›Rosengarten‹-Spiels nicht zum Konzept der Ausgabe passt. Die diachrone Dimension des Plots, die Geschichte, ist bei den dramatischen Formen ganz klar auf Performanz bezogen und nicht auf das Verschieben von schriftsprachlichen Blöcken. Das ist einfach nicht kompatibel mit dem schriftbasierten Textbegriff der Ausgabe.

50 Im Seminarbetrieb habe ich die ›Rosengarten‹-Edition auf Praxistauglichkeit getestet. Sie leistet, wenn das Augenmerk auf dem Vergleich der Versionen und Fassungen liegt, sehr gute Dienste. Dass im kommentierenden Apparat nicht alles auf alles verweisen kann, ist nach Lage der Dinge klar. Die Ausgabe beschränkte sich auf die Relationierung der Überlieferungsträger auf Fassungsebene. Anders als bei Kragl kann hier auch »die breite schreibsprachliche Varianz nicht dokumentiert werden« (S. LXXVI). Prioritäten setzt jeder anders, doch die Minimierung des Variantenapparates zugunsten des Stellenkommentars, die dann eine Verdichtung der Vernetzung im heldenepischen Erzähluniversum sowie zwischen den Textvarianten ermöglicht hätte, wäre sicher wünschenswert gewesen. So verzeichnet bspw. der Stellenkommentar zum ›Dresdner Rosengarten‹ in der Regel die Unterschiede zu den beiden anderen A-Fassungen, umgekehrt ist das nicht der Fall: Zur vierten Strophe des ›Dresdner Rosengarten‹ findet sich die Information, dass die Hornhaut Siegfrieds hier viel früher erwähnt ist als in den beiden anderen Fassungen. Nichts davon dort. Andererseits sind Hintergrundinformationen zur Figur des Gibeche bei den in der Edition vorangehenden Fassungen von A zu finden, nicht aber an entsprechender Stelle im Apparat des ›Dresdner Rosengarten‹. Ähnlich das Verhältnis zwischen den Versionen: Eine ganze Reihe von erläuternden Hilfestellungen für das vor allem literarhistorische Verständnis des Textes erhält man nur beim A-Text, sie werden bei D nicht wiederholt. Es scheint hier der Wunsch, eine unter editionsphilologischen Gesichtspunkten dauerhaft gültige Ausgabe zu bieten, der Benutzerfreundlichkeit zumindest im landläufigen literaturwissenschaftlichen Sinne entgegenzuarbeiten. Schon die editorische Differenzierung in eine ›Ältere‹ und eine ›Jüngere‹ Vulgatafassung von A durch Synopse in Teilband I lässt in der Seminararbeit wegen fehlender inhaltlicher Abweichung (die Fergen-Episode ausgenommen) ratlos zurück. Der Aufwand der

Apparat I ist insbesondere interessant, weil Kragl und das Lienert-Team, von gleicher Expertise ausgehend, andere Konsequenzen ziehen. Auch die Textgeschichte des ›Rosengarten‹ ist schwer zu durchschauen. Auf Fassungs- und noch auf Versionsebene gibt es die »Mischung von Elementen« (S. LX). Hinzu kommt, dass beide Editionen Unbehagen gegenüber den klassischen textkritischen Heuristiken hegen. Bei zentralen konzeptuellen Begriffen wie »›Misch-Phänomen« (S. LXI) und »›Kontamination« (S. LX) kommt die ›Rosengarten-Edition nicht ohne distanzierende Anführungszeichen aus. Kragl wiederum erklärt, »dass die Verwendung der textkritischen Terminologie nur in Ermangelung eines Besseren geschieht« (S. XVIII).

Die Hoffnung auf zukünftige Aufklärung ist in der Lienert-Gruppe lebendiger als bei Kragl, was der Zuschnitt des Apparats widerspiegelt: Es »bedürfen diese Bezüge zwischen den Fassungen und Versionen genauerer Untersuchung« (S. LXI).⁵¹ Wo Kragl gänzlich auf die Orientierung an einem einheitlichen Geschichtsmodell verzichtet, ist Apparat I der ›Rosengarten‹-Ausgabe auf die Latenz von Geschichte bzw. auf die Möglichkeit zukünftiger Entdeckung der historischen Zusammenhänge ausgerichtet. Die Ausgabe insgesamt versteht sich als deren objektive Möglichkeitsbedingung.⁵²

Man kann von diesem leidlich distanzierten Verhältnis der ›Wunderer‹ wie der ›Rosengarten‹-Ausgabe zu den textkritischen Werkzeugen auf einen umsichtigen und behutsamen Gebrauch schließen – man dürfte genauso von einem Zögern der konzeptionell Verantwortlichen sprechen. Die Überlieferungssituation wird hier nicht als Erhöhung der Freiheitsgrade gegenüber den textkritischen Heuristiken interpretiert, sondern tendenziell als Manko der Gegebenheiten.

Lektüre beider Fassungen lohnt im Rahmen eines universitären Seminars nicht, die Differenzierung ist schriftbildlich motiviert.

51 Wenn nicht andere Indizien völlig fehlen würden, könnte man meinen, dass sich hier angesichts des immensen Aufwandes, den die Germanistik bei der Erforschung der Überlieferungszusammenhänge des ›Rosengarten‹ betrieben hat, Ironie und Lakonie bahnbrechen. Noch 2009, mehr als 170 Jahre nach Wilhelm Grimms erster Arbeit zum Text von 1836, erscheint die fast fünfhundertseitige Monographie von Ghislaine Grimm [Anm. 36], die einen neuen Fokus setzt, aber letztlich dasselbe Thema verfolgt.

52 Der Text der Edition, der Zusammenhang von Klartext und Apparat, fungiert als Repräsentant der Textgeschichte. Das ist die implizite Voraussetzung der ›Rosengarten‹-Edition, von hierher legitimiert sich die Anlage des Variantenapparates. Er gibt die Textentwicklung dabei als semiotischen *Vorgriff*: Er behauptet einen indexikalischen Zusammenhang, den er selbst aber nur in ikonischer Stellvertretung zeigt. Die inhaltliche Bestimmung dieser Vorgriffigkeit im Sinne der Geschichtlichkeit des Textes ist wiederum durch die Ikonizität des Klartextes sowie die semiotische Form eingehegt, die ein Variantenapparat eben auch ist: Beide stabilisieren den Horizont, erhöhen Erwartbarkeit.

Nicht das Werkzeug ist unbrauchbar, sondern ungebührlich sperrt sich definitive historische Faktizität. Unterstellt ist ein naturalistischer Geschichtsbegriff des Wie-es-gewesen-ist unabhängig von den Wahrnehmungsvermögen. Das lässt mindestens die irreduziblen konstruktiven Momente jedes geschichtlichen Plots außer Acht. Leider kann man nicht jene Geschichte erzählen, die man gern erzählen würde, weil man sicher ist, dass es die richtige sei. Alle Probleme bleiben unmittelbar auf die misslichen Umstände der Überlieferung bezogen. Damit gerät vorgängige Prägung des eigenen Horizontes aus dem Blick.

VI. Prägnanz und Prägung

Nicht zuletzt in die kunstwissenschaftliche Rede von der Prägnanz ikonischer Zeichenverweise schleicht sich regelmäßig eine ontologische Unwucht ein, wenn sie das Objekt gegenüber dem Repräsentanten privilegiert.⁵³ Das mag damit zusammenhängen, dass das semiotische Zeichen- in der Regel einseitig als Kommunikationsmodell interpretiert wird: Der Repräsentant sagt etwas über das semiotische Objekt aus, er könnte dies nur unter der Voraussetzung des bereits gegebenen semiotischen Objektes.⁵⁴

Eine solche Gerichtetheit sieht das Peirce'sche Modell mit Blick auf die ›Füllung‹ der Zeichenarchitektur nicht vor. Ihre Bestimmung erhalten die Ele-

53 Bei Aage A. Hansen-Löve: Beobachtungen zur narrativen Kurzgattung, in: Rainer Grübel (Hg.): Russische Erzählung/Russian short story. Utrechter Symposium zur Theorie und Geschichte der russischen Erzählung im 19. und 20. Jahrhundert, Amsterdam 1984 (Studies in Slavic literature and poetics 6), S. 1–45, ist ›ikonische Prägnanz‹ auf Phänomene bezogen, bei denen durch Kürzungen in Erzählungen syntagmatische Segmentierung als ikonische Effekte der »Überstrukturierung« und »Mechanisierung« (S. 11) hervortreten. Diese konturierende Verdeutlichung bedeutet Herstellung von Prägnanz auf ikonischer Ebene bei gleichzeitiger Reduktion plotgebundener Gehalte etwa im Verzicht auf Motivationszusammenhänge. In diesem Rahmen siedelt Hansen-Löve dann auch Verbindungen und Korrespondenzen zwischen narrativen Sujets erzählender Texte und den narrativen Momenten von Lebenswelt an. Damit ist die Idee eines Zusammenhangs von ›Prägnanz‹ und ›Prägung‹ im Rahmen wechselseitiger Referenz bereits deutlich ausgebildet. Zugleich ergeben sich Perspektiven auf Textidentitäten, die unempfindlich gegen Manipulationen von Schrift sind.

54 Vgl. zum Missverständnis Umberto Eco: Einführung in die Semiotik, München 2002, S. 28 f. Ein gutes Beispiel für die konsequente Engführung von Kommunikation und Zeichengebrauch als Semiotik im Rahmen der Frage nach dem Text ist Gerhild Scholz Williams: Text als Zeichen, in: Alexander Schwarz [u. a.] (Hgg.): Alte Texte lesen. Textlinguistische Zugänge zur älteren deutschen Literatur, Stuttgart 1988 (UTB 1482), S. 167–205. Für das semiotische Konzept basale Intersubjektivität, die dafür sorgt, dass Zeichendeutung nicht etwa etwas Privates wird, ist im vorliegenden Beitrag nicht von Kommunikation sondern von M e d i a t ä t her gedacht.

mente eines Zeichens allein im Zusammenhang der Aktualisierung als ein und nicht ein anderes Relat innerhalb der Zeichentriade. Diese Relate sind als Potentialitäten weder ontologisch noch phänomenologisch restringierend. Was als Repräsentant erscheint, was als semiotisches Objekt und was als Interpretant ein Ausdruck dieses Zusammenhangs ist, wird zwar vom semiotischen Prozess bestimmt, in den das Zeichen eingebunden ist, nicht aber von den Eigenschaften und kategorialen Zugehörigkeiten jener Elemente, die entsprechende Funktionen übernehmen. Aus der funktionalen Bestimmung der Elemente der Zeichentriade folgt, dass das Relat ›Repräsentant‹ zeigt, was im Relat ›semiotisches Objekt‹ zu sehen ist. Ob etwas aber Repräsentant ist oder Objekt, ergibt sich aus dem Verhältnis zum Interpretanten, der wiederum in höherstufige Semiosen eingebunden ist und von daher unterschiedlich bestimmt sein kann.

Für den ikonischen Verweiszusammenhang zwischen Repräsentant und semiotischem Objekt gilt, dass sie sich allein in dieser Positionszuweisung unterscheiden. Sie tun dies nicht auf der Ebene der Präsenzdimension des Inhalts, ihres ›Charakters‹.⁵⁵ Der Tausch der Positionen von Repräsentant und Objekt ist unter solchen Bedingungen leicht. Dass Schrift den Text repräsentiert, ist für die Semiotik genauso selbstverständlich wie – was zunächst merkwürdig klingen mag –, dass der Text als Stellvertreter der Schrift fungiert. Das Unge wohnte der Formulierung resultiert aus der gängigen aber verkürzenden Deutung von Repräsentation als kommunikativen Ausdruck im Rahmen einer Sprache der Ontologie von *R e f e r e n z*.

Man kann dem, um Anschluss an die altgermanistischen Konventionen nicht unnötig zu erschweren, mit einer leichten Modifikation semiotischer Begrifflichkeit Rechnung tragen. Eine angemessene Formulierung des ikonischen Verweiszusammenhangs wechselseitiger Repräsentation könnte unter diesen Bedingungen lauten: Auf der Rückseite eines Ausdrucks lässt sich die *A u s d i f f e r e n z i e r u n g* von Objekt und Repräsentant im Rahmen zeichenhafter Repräsentation als eine *P r ä g u n g* des semiotischen Objektes, als ›Eindruck‹ verstehen.

Das semiotische Objekt wie der Repräsentant sind allererst Produkte eines zeichenhaften Verweises. Die ›Semantik des Referenten‹ macht daraus die Auszeichnung eines realen Sachverhaltes durch ein Etikett. Der letzte Teil dieser Skizze wird am Einzelfall solcherart Herstellung von Dasein fokussieren. Ging es in Bezug auf die Implikationen sogenannter überlieferungsnaher Editionen um Prägnantsetzung durch Schrift und die zugehörigen Konsequenzen, soll jetzt in den Blick geraten, wie Schrift den Text formt. Was das Zeichen in der Repräsen-

55 Vgl. Schönrich [Anm. 30], hier S. 141 f.

tation höchstens zu optimaler Klarheit bringen kann, ist auf der Ebene des Referenten in seinen unmittelbar zugänglichen Eigenschaften evident.

VII. Evidenz von Taxonomie

Evidenz ist einer der interessantesten Effekte ikonischer Verweiszusammenhänge, Ähnlichkeit ist schlagend. Dabei wird man der ikonischen Zeichenfunktion nicht gerecht, bestimmte man sie einfach als vorreflexive Schwundstufe ›eigentlicher‹ Kategorisierung im Sinne von Symbol oder Index. Ikonisches Verweisen bezeichnet einen irreduziblen Repräsentationsmodus eigenen Rechts. Gerade weil er sich nicht gut greifen lässt, verdient er erhöhte Aufmerksamkeit.

Evident ist, so gewinnt man den Eindruck, im Großen und Ganzen die Ordnung der Dietrichepik im Bereich der Überlieferung. Blickt man auf die bisher erschienenen TSMH-Editionen zurück, zeigt sich, dass nahezu unverändert jene Systematik von *V e r s i o n e n* und *F a s s u n g e n* gültig ist, die Joachim Heinzele rekapitulierend und systematisierend im Rückgriff auf Arbeiten der textkritischen Forschung noch des 19. Jahrhunderts erarbeitet hat.⁵⁶ Heinzele erweist sich als forschungsgeschichtliche Zäsur und Mittlerfigur zugleich: Er setzt mit seiner Grundlagenarbeit von 1978 ältere und älteste Begründungsmuster für die Gruppenbildung in der Überlieferung außer Geltung und an ihre Stelle pragmatische Fall-zu-Fall-Entscheidungen, ohne dabei die alten Cluster aufzulösen. In der Rückschau wird an dieser Stelle folgenreich vom Diktat einer nun diskreditierten Textgeschichte als Überlieferungsgeschichte auf das Diktat von Terminologie und Klassifikation umgestellt.⁵⁷

⁵⁶ Allenfalls Verschiebungen finden sich in der ›Rosengarten‹-Edition, die aber vielleicht auch nur Versehen sind. So firmiert der ›Rosengarten‹ des Dresdner Heldenbuchs in der Einleitung der Ausgabe und wie bei Heinzele als Fassung der Version A (vgl. S. LX). Die Auszeichnung im Editionsteil indes hebt ihn auf das Niveau einer eigenständigen Version (ehedem nach Wilhelm Grimm B, als Fassung bei Heinzele und Lienert ohne Sigle), vgl. S. 3 u. 179. Ghislaine Grimm [Anm. 36], deren Arbeit in der aktuellen ›Rosengarten‹-Edition kein Echo findet, unterscheidet die Versionen A, D und F von den abhängigen Redaktionen P, C, B und der der Drucke (siehe unten).

⁵⁷ Furore machten vor einigen Jahren Definitionsbemühungen Joachim Bumkes im Zusammenhang mit seiner großen Studie zur ›Klage‹-Edition. Mit abweichender Terminologie und einem strikten Blick auf editorisch Mögliches ist Heinzeles [Anm. 36] Arbeit von 1978 hier als wichtigster Vorläufer anzusehen. Wie einschneidend die beiden Bücher Heinzeles zur Dietrichepik aber vor allem für deren Wahrnehmung waren, lässt sich erst im Rückblick angemessen würdigen. Die erste Monographie arbeitete im Gestus eines ›Positivismus der breiten Brust‹ den spekulativen Charakter rekonstruierender Philologie an Beispielen aus dem Textfeld heraus. Am Ende steht da kein Stein mehr auf dem anderen – mit einer wichtigen Ausnahme: Die Ordnung der Überliefe-

Bei Lienert findet man die Positionen Heinzles wieder. In einem Beitrag zu den editorischen Rahmenbedingungen der TSMH-Editionen hebt sie hervor, dass Variantenbildung »im Grunde nur ›synchron‹ [...], als Resultat, nicht als Prozess von Textgeschichte«⁵⁸ feststellbar sei:

»Auch synoptische oder aufeinander folgende Abdrucke von ›älteren‹ und ›jüngeren‹ Versionen [...] dokumentieren nicht exakt Textgeschichte; die ›ältere‹ Version oder Fassung repräsentiert nicht genau die Textgestalt, welche die ›jüngere‹ Version oder Fassung bearbeitet. Zu fassen sind nur wechselnde Umrisse eines Textes, der in älteren und jüngeren Textzeugen auf unterschiedliche Weise erzählt wird.«⁵⁹

So erhellend diese Erläuterungen für eine angemessene Lektüre der TSMH-Ausgaben sind: Es scheint mir in solcher Relativierung einer allein schemenhaften Repräsentation des historischen Textzusammenhangs durch die Edition doch auch ein Ausweichen vor tieferliegender Problematik deutlich zu werden. Diese ist unmittelbar daran gekoppelt, dass Fassungen und vor allem Versionen ›gesetzt‹ sind. Die Textkritik mag insgesamt von falschen Voraussetzungen ausgegangen sein, mit der Sortierung nach Versionen und Fassungen – und auch wenn die Kategorien andere Namen trugen –, lag sie intuitiv richtig. Die begründete Möglichkeit solch stabiler Auszeichnung aber muss man in Frage stellen dürfen, gerade da, wo Begründungen fehlen oder austauschbar sind.

Florian Kragl hat sich dem Problem in einer kritischen Auseinandersetzung mit Lienerts ›Laurin‹-Edition (TSMH 6) angenähert, allerdings ohne es zu adressieren.⁶⁰

rung bleibt nahezu unangetastet. Heinzle kritisiert zwar die literarhistorischen Bestimmungen von Fassungen, Versionen und Texten, auf die die ältere Forschung ihren Optimismus richtete, als bodenlos. Aber er rührt nicht am Differenzierungssystem selbst. Was er tut, ist die intern ausdifferenzierten Überlieferungskomplexe einer einheitlichen und flachen zweistufigen Taxonomie zu unterwerfen. Man darf das nicht unterschätzen. Auch wenn Heinzle darauf hinweist, dass die Verhältnisse von Fassungen und Versionen bei einem Text sich was Modi und Ebenen der Bezogenheit betrifft völlig anders gestalten können als bei einem anderen (vgl. Heinzle [Anm. 36], S. 17 f.), stiften die Bezeichnungen integrativ Ordnung. Jetzt lassen sich Überlieferungskomplexe anhand von Listen vergleichen. Einher geht damit die Ersetzung hypothesengeleiteter Begründungen durch pragmatische Erwägungen. Bei Heinzle finden sich kaum Hinweise auf die Parameter, nach denen Überlieferung sortiert wird. Diese Tendenz zur Auslöschung genetischer Begründungszusammenhänge verstärkt sich mit Heinzles gut 20 Jahre später erschienener ›Einführung in die mittelhochdeutsche Dietrichepik‹. Diese gibt befreit von den Hintergründen allein noch das System: Die alten Zöpfe sind abgeschnitten.

58 Lienert [Anm. 19], S. 391.

59 Ebd.

60 Vgl. Kragl [Anm. 19]. Laurin, hgg. v. Elisabeth Lienert [u. a.], Berlin u. Boston 2011 (TSMH 6/I u. II).

Sein Thema ist die Angemessenheit des Variantenapparates, der im Übrigen dem der ›Rosengarten‹-Ausgabe vergleichbar ist. Lustvoll breitet Kragl aus, wie der Apparat bei der Älteren im Gegensatz zur Jüngeren Vulgatversion nur noch partiell die Überlieferung zu integrieren imstande sei. In der ›Laurin‹-Ausgabe kollabiere er bisweilen, so dass die Überlieferungssituation völlig nebulös werde. Es habe »diese beeindruckende Bleiwüste letzten Endes keinen anderen Zweck als diesen einen, unbeabsichtigten, nämlich die textkritische Undurchsichtigkeit einer Textfamilie zu repräsentieren, dem Leser aber jede Orientierung in diesem Dickicht zu verweigern«.⁶¹

Offensichtlich erfasst Kragl die Latenz von Textgeschichte, wie sie die Lienert-Teams in den Apparaten und Synopsen der Ausgaben anlegen, in ihrer ikonischen Dimension, doch deutet er sie anders aus.⁶² Polyvalenz ist ein konstitutives Merkmal bildhaften Sprechens: Der Apparat ist nicht allein einer möglichen Textgeschichte ähnlich, die ›irgendwie‹ in ihn integriert sein soll, er ist das zugleich auch in Bezug auf ein mögliches Fehlen entsprechender Ordnung.⁶³ Kragl akzeptiert nicht jene projizierende Vorgriffigkeit, die auf indexikalische Erfüllung in einer konkreten Geschichte hofft und dies wohl von denselben Dispositionen her, die ihn bei der Apparategestaltung der ›Wunderer‹-Edition geleitet haben.

Kein »Apparatgewitter« dagegen bei der Jüngeren Vulgatversion des ›Laurin‹, wo sich die Situation fast schon »beschaulich«⁶⁴ darstelle. Die Überlieferungszeugen gehören nach Maßgabe der alten Textgeschichte eng zusammen, darauf ›passt‹ das entsprechende Apparatedesign. Es gehen offenbar verschiedene Konstitutionsmomente in solche Formierungen von Überlieferung ein.⁶⁵ Kragl entdeckt, dass in der Unterscheidung der Versionen ein Kategorienwechsel

⁶¹ Kragl [Anm. 19], S. 615.

⁶² Jurij M. Lotman: Die Struktur literarischer Texte. Übersetzt von Rolf-Dietrich Keil, 4., unveränderte Auflage, München 1993 (UTB 103), hier S. 91, hebt darauf ab, dass konventionsbestimmte, sprachliche Zeichen auch als abbildende Zeichen verstanden werden können. Konventionalität tritt in den Hintergrund, kann »nicht mehr empfunden« werden, so dass ein sekundäres Zeichen entsteht. »Dieses sekundäre abbildende Zeichen verfügt über die Eigenschaft iconischer Zeichen: unmittelbare Ähnlichkeit mit dem Objekt und Anschaulichkeit, es macht den Eindruck geringerer Kodebedingtheit und garantiert deshalb – wie es scheint – größeren Wahrheitsgehalt und größerer Verständlichkeit als die konventionellen Zeichen«. Zugleich sind diese Zeichen vage.

⁶³ Was die Polyvalenz ikonischen Verweisens betrifft, muss man nicht einmal die Semiotik bemühen. Sie ist auch landläufigen Modellen von Ähnlichkeit inhärent: Was einander ähnlich ist, ist immer auch vielem anderen ähnlich.

⁶⁴ Kragl [Anm. 19], S. 609.

⁶⁵ Das konnte man bei der Charakterisierung der Fassungen und Versionen im Rahmen der ›Rosengarten‹-Ausgabe sehen, vgl. oben. Dem trägt schon Heinze [Anm. 36], S. 17, Rechnung,

stecken kann, den Layout und Nomenklatur verdecken. Für die Ebene oberster Allgemeinheit, die Ebene gerade noch differenzierender Abstraktion, gibt es im gewählten Rahmen – gesetzt durch das Modell von Textgeschichte als defizitäre Abschreibegeschichte – keine übergeordnete Regel, die diese ›letzte und erste‹ Unterscheidung legitimierte.⁶⁶ In Geltung ist sie vielmehr als Element einer Kippfigur. Ein Top-Down-Definitionszusammenhang, der ein bestimmtes Feld von Texten formatiert, schlägt um in einen Bottom-Up-Begründungszusammenhang, wodurch das geprägte Feld die Legitimität des typologischen Ordnungsmusters stiftet. Geltung und Akzeptanz von Unterscheidungen sind abhängig von jenem Feld des Überlieferten, das sie sortieren.

Der ›Laurin‹ scheint ein gutes Beispiel dafür zu sein, wie sich ein Überlieferungskomplex als Gesamtheit von Versionen um einen *a s y m m e t r i s c h e n* Kern (A und D) gruppiert. Im Rücken einer markierten kategorialen Bestimmung (D) der Zusammenordnung etabliert sich ein Residualraum, der selbst wieder kategorialen Status beanspruchen kann, weil er als singuläres (A) oder plurales (A, Pr., Dr.) Alter der ersten Kategorie ein- und mitgeführt wird. Oder in der Begrifflichkeit der Individuation: Selbigkeit bezogen auf innere Kohäsion einerseits und relationale Unterscheidung mit Blick auf äußere Distanzierung und Differenz andererseits stehen in einem gemeinsamen Bezugsrahmen.

Man darf das ganz sicher nicht historisch missverstehen, nicht so, als würde zunächst die Regel abgearbeitet und dann der Rest desintegrierter Elemente sortiert. Regel, Gegenstand und Residualkategorie(n) differenzieren sich gemeinsam aus. Genauso wenig darf man es ontologisch interpretieren, so als seien Fassungen und Versionen naturgegebene Entitäten: Ordnung wird gemacht, selbst wenn sie immer schon da ist.⁶⁷

wenn er ›Fassung‹ bestimmt als »j e d e i r g e n d w i e selbständige Ausformung eines Textes« [Hervorhebung K. M.].

66 Vgl. dazu auch Lotman [Anm. 62], S. 88: »[W]enn man eine Gruppe von in irgendeiner Beziehung isomorphen Texten nimmt und sie als einen Text beschreibt, so wird die Beschreibung im Verhältnis zu den beschriebenen Texten nur systemhafte Elemente enthalten, und die Einzeltexte werden im Verhältnis zum Gesamttext als komplexe Verknüpfungen von organisierten (systemhaften, relevanten) und nichtorganisierten (systemexternen, irrelevanten) Elementen erscheinen. Folglich wird der Text der höheren Ebene im Verhältnis zu den Texten der niederen Ebene als Sprache ihrer Deskription auftreten. [...] Eine [...] Konsequenz ist die, daß die Deskription der allerhöchsten Ebene (z. B. ›künstlerischer Text‹), die nur systemhafte Elemente enthält, zwar die Sprache der Deskription aller anderen Texte, aber selbst kein Text sein wird«.

67 Ein Modell der Textentwicklung des ›Laurin‹, das nicht schriftbasiert ist, skizziert Kay Malcher: Die Faszination von Gewalt. Rezeptionsästhetische Untersuchungen zu aventurierehafter Dietrichepik, Berlin u. New York 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 60), hier S. 318–397. Zuletzt zum Thema erschienen ist Björn Michael Harms:

VIII. Der ›Wert‹ der Vulgatversionen

Der ›Laurin‹ illustriert basale Differenzierung geradezu modellhaft, wenn man seine beiden Vulgatversionen einander gegenüberstellt. Beim ›Rosengarten‹ liegen die Verhältnisse anders. Zwar ist die Ausgangslage dieselbe, sind die »›Rosengarten«-Texte A, C, D, F und P [...] inkommensurabel [...]«⁶⁸ und gibt es wie beim ›Laurin‹ die zwei deutlich herausgehobenen Vulgatversionen A und D. Nimmt man jedoch in Anlehnung an Kragl Unübersichtlichkeit und Umfänglichkeit des Apparates als (zugegeben grobes) Maß für die versioneninterne Komensurabilität von Fassungen und Handschriften, zeigt sich kaum ein Gefälle wie beim ›Laurin‹. Vom ›Rosengarten‹ aus wirkt es vielmehr so, als sei der Prozess kategorisierender Ausdifferenzierung dort auf einer frühen Stufe zum Stillstand gekommen. Man hätte anderes erwarten können, denn im Rahmen der skizzierten Kippfigur ist es prinzipiell immer möglich, Korrekturen anzubringen, etwa indem man den Standpunkt wechselt und der Residualkategorie eine eigene Regel abtrotzt. Von daher wäre wiederum die Ausgangsposition zu modifizieren etc.

Zwei Vulgatversionen sind auch für den ›Rosengarten‹ zentral gestellt. Für das Fehlen weiterführender Analogien zum ›Laurin‹ ließen sich ›handfeste‹ Gründe möglicherweise erfolgreich ins Spiel bringen. Da wäre zunächst der Modus der Versionenkonstitution: Wo der ›Laurin‹ unter landschaftssprachlichen Aspekten und nach dem Alter der Überlieferung sortiert wird, organisiert die Altgermanistik den ›Rosengarten‹ auf der Ebene des Plots und seiner Elemente bzw. der daran zu knüpfenden Aussageintentionen.⁶⁹ Man könnte auch argumentieren, dass für die schematische Konstitution der Überlieferung beim ›Lau-

Narrative ›Motivation von unten‹. Zur Versionenkonstitution von ›Virginal‹ und ›Laurin‹, Berlin u. Boston 2013 (TSMH 7).

68 Heinze [Anm. 36], S. 125. Dessen ungeachtet hat Heinze D und P zu einer gemeinsamen Version DP vereint. Auch darin ist Lienert ihm gefolgt. Die Handlungsführung ist vor allem mit Blick auf A bei beiden dieselbe, allerdings ist P um mehr als 60 % gekürzt (vgl. S. LXIV). Das Ganze erweist sich letztlich als von editorischer Machbarkeit her gedacht. Es bietet etwa Lienert die Gelegenheit, innerhalb des selbst gesteckten Rahmens, der allein die synoptische Repräsentation von Fassungen zulässt, D und P parallel zu setzen. Das wiederum bietet neuerlich die Möglichkeit, auf der Ebene der Schriftbildlichkeit Schriftmanipulation als Textveränderung zu plausibilisieren.

69 Die Begründungen für die Unterscheidung der Vulgatversionen des ›Rosengarten‹ variieren. Differenzierung gründet im Wesentlichen in erzählerischen Gehalten. Es treten je verschiedene Kämpfer in Kriemhilds Rosengarten an, Kriemhild hat in D weniger Macht als in A, dafür wird ihr Vater wichtiger, vor allem aber übernimmt der Etzelhof in D Funktionen, während er in A nicht auftaucht. Daran geknüpft werden in der literaturwissenschaftlichen Forschung Fragen nach Kritik an und Kommentierung von höfischer Ideologie.

rin« der diskursive Aushandlungsprozess im 19. Jahrhundert wohl »kürzer« war als beim »Rosengarten«, wo er andauert. Noch die letzte Arbeit zur Überlieferung des »Rosengarten« von Ghislaine Grimm setzt aber wie all ihre Vorgänger Inkommensurabilität mindestens der zentralen Versionen voraus.

»Die Existenz der Versionen A, D und F kann als Postulat vorausgesetzt werden; zu ihrem Verhältnis gilt, dass es sicherlich genealogische Anteile aufweist, aber nicht mit den Mitteln der Genealogie zu beschreiben ist und nicht im Stemma dargestellt werden kann.«⁷⁰

Differenzierungen haben Postulatcharakter, das heißt, sie sind – mit Blick auf das Gros der Forschung gilt das für die Unterscheidung von A und D – unbefragbar gesetzt.⁷¹ Neubestimmungen entsprechender Zusammenhänge, die Reflexion der zentralen Unterscheidung der Vulgativersionen, würden erst dringlich, wenn sie die ihnen zugedachte Funktionalität nicht oder nicht mehr zu erfüllen imstande wären. Aber welche Leistungsversprechen verbergen sich hinter der binären Konstruktion?

Eines ist schwerlich zu übersehen: Die Differenz von A und D produziert einen mittleren Grad textueller Komplexität, was der Überlieferung ohne weiteres nicht abzulesen ist. Man mag vieles anführen: Sie macht »Rosengarten« und »Laurin« in jedem Fall handlich. Damit korrelieren die Erfüllung einer gewissen Erwartungshaltung und eine interpretierende Praxis, die Differenz dankbar als Opposition auffassen kann. Dass sich die Überlieferung auf entsprechende Binarität herunterbrechen lässt – und der editorische Aufwand will das als heroische Tat verstanden wissen –, macht sie der vergleichenden, im engeren Sinne literaturwissenschaftlichen Interpretation allererst zugänglich. In der Binarisierung wird der Text zum Zeichen und zwar zu einem zweiseitigen de Saussure'schen Zeichen. Andere Erzähltexte mögen konstitutive Zäsuren auf der Geschichtebene haben, sie mögen sujethaft sein oder Folgetexte, Übertragungen, Parodien etc. – überall Binarität als Deutungsangebot. Auch »Laurin« und »Rosengarten« lassen sich als sujethaltig verstehen,⁷² können parodistisch gelesen und bedingt auf eine Zyklusstruktur projiziert werden. Gerade aber ihre interne Dialogisierung in der Überlieferung ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Eine Win-win-Situation: Die schwierige Überlieferungslage selbst barg die wichtigsten Sinnstiftungsoptionen. Von hier

⁷⁰ Grimm [Anm. 36], S. 34.

⁷¹ Beim »Rosengarten« findet die Binarität zusätzlich eine eindrucksvolle Bestätigung durch die Frankfurter Handschrift (R 7), die als Mischversion C firmiert (siehe oben). Bestätigung der Regel durch die Ausnahme kann das allerdings nur sein, weil die Differenzierung von A und D bereits gesetzt ist und man die Schriftpraxis der Handschrift in der Klassifikation als Version mit Exemplarität ausstattet.

⁷² Vgl. Malcher [Anm. 67] sowie Markus Greulich: Räume der Artifizialität. Raum und Struktur im »Rosengarten A«, in: Federow u. a. (Hgg.) [Anm. 26], S. 77–91.

eröffneten sich Möglichkeiten der Textgeschichtsschreibung jenseits von Tradierungsgeschichte und literarhistorischer Interpretation.

Doch bleibt diese Stabilität dann immer noch bemerkenswert. Die Editionen von Georg Holz, das war der Herausgeber der ehemals maßgeblichen Ausgaben von ›Laurin‹ (1897) und ›Rosengarten‹ (1893), genügten den Anforderungen offenbar lange Zeit unbeeindruckt von der Kritik, die Philologen vor allem an der ›Rosengarten‹-Ausgabe geübt haben.⁷³ Ihre dauerhafte Prägung erhielt die Überlieferung jedenfalls sicher nicht, weil Holz der erste Editor der Texte gewesen wäre (er war es nicht) oder weil seine Sortierung der Überlieferung durch Originalität hervorstach (tat sie nicht). Spätestens seit Heinze (1978), wahrscheinlich früher, interessiert das zumindest den interpretierenden Teil der Altgermanistik, also die Nutzer der Editionen, nicht mehr. Was die ›Holz-Schematismen‹ überleben ließ, war ihre Monumentalisierung in den Editionen. Die Ausgaben in ihrer ikonischen Präsenz stifteten jene Evidenz der zentralen Unterscheidung von A und D, die sich als dauerhafte philologische Naturalisierung in der Überlieferung niederschlägt.⁷⁴ Folgt man einer weitläufig geteilten Auffassung, nach der der Text in seinen Varianten gegeben sei, darf man sagen: Die Schrift der Edition prägt den historischen Text – noch die TSMH-Editionen erneuern hier alte Fundamente.

IX. Fazit

Sieht man die beiden in dieser Skizze präparierten Fälle zusammen, lassen sie sich auf die Begriffe Unbefragbarkeit und Unverfügbarkeit hin engführen. Solche eigentlich dem Mythos anhängigen Qualitäten sind durchaus angemessen, die blinden Flecken zu bezeichnen, an denen die Dispositionen der alten Textgeschichte still weitergetragen werden und Wirkung entfalten. Bei den sogenannten überlieferungsnahen Editionen hängt die Persistenz der Textkritik vor allem

⁷³ Ökonomische Zwänge und disziplinäres Desinteresse sind bei solch ›schlechten Texten‹ sicherlich auch in Anschlag zu bringen. Doch bezeichnet das auch nur das Fehlen guter Gründe. Nichtstun kann Akzeptanz heißen.

⁷⁴ Bis zu den Holz-Editionen sind die Ausgaben von ›Rosengarten‹ und ›Laurin‹ auf der Ebene des Klartextes monologisch. Zum Teil hatten diese Ausgaben bis zu den aktuellen TSMH-Editionen Bestand, weil sie, wie etwa Wilhelm Grimms Druck des ›Rosengarten‹ von 1836 (= Mischversion C), als Supplemente zu den dialogischen Editionen der Vulgatversionen gelesen werden konnten. Henrik Becker: Spottlied, Märchen und Heldenlied vom Rosengarten, vergleichend nebeneinandergestellt, Halle/Saale 1955, ein Holz-Schüler, legt seiner Ausgabe die Holz'schen Klartexte von A, D und F zugrunde, organisiert sie in der Edition allerdings trinär. Diese Ausgabe hat sich nicht durchgesetzt. Die komplexere Form, so man diese überhaupt als einen Gewinn ansehen wollte, konnte anderweitige Defizite der Ausgabe jedenfalls nicht kompensieren.

an Umbesetzungen innerhalb editorischer Pragmatik. Dabei werden die textgeschichtlichen Prämissen zu Prämissen modernen editorischen Handelns. Der Editor geriert sich als jener skrupulöse Kopist, den es historisch vielleicht nicht gegeben hat, auf den Textgeschichte aber noch immer hinausläuft.

Neben solcher Verschiebung gibt es klassische Lakunen von Reflexivität im modernen altgermanistischen Editionswesen, wie zuletzt an ›Laurin‹ und ›Rosengarten‹ zu zeigen war. Es erscheint nicht unangemessen zu sagen, dass hier liebgewonnener Komfort, den die Erarbeitung der binären Opposition der Überlieferung stiftet, komplexere Formen der Modellierung unattraktiv macht. Im Sinne der knappen Erläuterungen am Anfang der Skizze könnte man sagen, die Überlieferungslage sei editorisch auf ›semantische Interpretationen‹ hin optimiert. Dieser Komfort spiegelt sich auch in der Handförmigkeit der Editionen wider. Sie bestimmt noch die neuen Editionen von ›Wunderer‹, ›Rosengarten‹ und ›Laurin‹.

Was Konsequenzen betrifft, die sich aus der vorliegenden Darstellung ergeben könnten, wären von ihrem Ausgangspunkt her zwei Dinge zu unterscheiden. Da ist zunächst der Bezug auf das semiotische Theoriedesign. Hier mag es den einen oder anderen beruhigen, weil sich aus der Skizze selbst kein Handlungsdruck für die editorische Methodologie ergibt. Semiotik ist in diesem Beitrag als Beschreibungsverfahren funktionalisiert. Ihr eigenes Zeichenmodell konkurriert daher nicht mit dem zweiseitigen starren Zeichendesign einfacher Übersetzung, das als konstruktive Folie beide Problemfälle fundiert. Es wäre eine andere Frage, ob und wie ein triadisches Modell altgermanistische Interpretation steuern kann und noch eine andere, wie seine editionswissenschaftlichen Formen aussehen sollten. Noch steht der Nachweis aus, dass eine solche Umstellung – wenn auch theoretisch vielleicht wünschenswert – im Rahmen von Literaturwissenschaft überhaupt praktikabel ist.

Anders sieht es dagegen mit den Residuen des Alten aus, die die Beschreibung herausgearbeitet hat. Die sind, Semiotik hin oder her, als echte Pathologien anzusprechen und bedürfen deshalb der Bearbeitung. Sicher ist, dass solchen Unbefragbar- und Unverfügbarstellungen nicht leicht beizukommen ist, jedenfalls nicht mit den naheliegenden philologischen Mitteln. Hier fehlt in aller Regel die nötige Distanz. Im gegebenen Rahmen des altgermanistischen Editionswesens, so könnte man in Anlehnung an Umberto Eco sagen, macht es keinen Sinn, nach dem Realitätsstatus der einmal entdeckten Strukturen zu fragen, in denen Diagramm und Ordnung ikonisch zusammenfallen.⁷⁵ Man muss vom Außen ›editionsphilolo-

⁷⁵ Vgl. Eco [Anm. 54], hier S. 63: Es kann unter bestimmten Umständen nutzlos sein sich zu fragen, ob eine »identifizierte Struktur *an sich* existiert.« Das heißt aber nicht, dass eine solche Entscheidung unter heuristischen Gesichtspunkten und im Sinne einer leitenden Hypothese nicht gerechtfertigt sei. Befragbarkeit herzustellen kann sogar ein sehr gutes Motiv sein.

gischer Realität: her Zugriff auf die entsprechende stabilisierende Praxis gewinnen, um etwas wie die wechselseitige Evaluierung von Versionenordnung und Überlieferung neuerlich in Gang zu setzen.

Nicht aus dem Blick geraten darf eine grundsätzliche Bestimmung editorischer Praxis, die nur aus deren eigenem Blickwinkel eine Trivialität ist, nämlich dass ihre Repräsentationen immer an Schrift und Layout gebunden bleiben. Die Koppelung an das Visuelle als das schlechthin ikonische Medium bedeutet eine Konstruktivität, die man als Restriktion und Freiheit zugleich auffassen kann. Freiheit meint die Möglichkeit, Schrift, Bilder, diagrammatische Formelemente etc. unterschiedlicher zeitlicher und räumlicher Provenienz miteinander in Beziehung zu setzen und dabei neu zu kontextualisieren. Restriktionen ergeben sich vor diesem Möglichkeitshorizont dadurch, dass ikonischer Zeichenverweisung ein konstitutives Moment der Willkür inhärent ist, das es zu beherrschen gilt.

Erkennt man diese Doppelgesichtigkeit an, ergeben sich Möglichkeiten der Intervention als mutwilliges und kontraintuitives Bestreiten von Geltung auf der Ebene entsprechender editorischer Darstellungen. Es ließe sich fordern, die Handschriften gegen Evidenz neu zu selektieren und zu kombinieren. Und man könnte gegen das Leitbild der Kopie ein Leitbild editorischer Konstruktion etablieren, das nicht Sicherheit und Legitimität aus der Verbindlichkeit der Schriftzeichen zieht, sondern das auf größtmögliches Explizitmachen der differentiellen Zusammenhänge abstellt. Dass sich nicht auf Anhieb gute philologische Gründe für ein solches Handeln jenseits der Behauptung ›höheren‹ heuristischen Nutzens angeben lassen, dessen Größe sich obendrein vorab kaum abschätzen lässt, ist nach Lage der Dinge klar. Wo ikonische Evidenz in der Regel mit einer ganzen Reihe von Begründungen aufwartet, kann hier allein das Bestreben, diskursive Selbstreferenz abzubauen, als Motiv ins Feld geführt werden. Und das verfängt nicht immer leicht.

Die literaturwissenschaftliche Edition operiert im Medium der Schrift und damit notwendigerweise in der Bildlichkeit. Wenn diese Bildlichkeit aber auf die Modellierung und auf Vorstellungen von der historischen Praxis unkontrolliert durchzuschlagen droht, sind Vorsichtsmaßnahmen unumgänglich. Diese Vorsichtsmaßnahmen dürfen nicht allein im Sagen, im Diskurs greifen, sie müssen genauso Momente der Unbefragbarstellung im Evidenten neu in den Blick nehmen. Die Größe der Aufgabe mag dabei nicht so sehr in einzelnen intellektuellen Übungen liegen, die es dabei zu bewältigen gilt. Vermutlich liegt die Sortierung der Überlieferung des ›Rosengarten‹, was die differentielle Komplexität betrifft, eine Ebene höher. Schwierigkeiten werden sich aus fehlender Anschlussfähigkeit an den vertrauten Diskurs, dem Gewollt-Sein und der Mutwilligkeit des Bruchs, dem Fehlen von Evidenz ergeben. Aus der Perspektive dieser Skizze wäre das ein lohnenswertes Unterfangen, also alles in allem ein echtes, ein heroisches Abenteuer. Man darf gespannt bleiben.